

Glaubenskommunikation
Reihe
zeitzeichen
Band 53

Begründet von:

Günter Jerger (†), Albert Biesinger, Thomas Schreijäck,
Werner Tzschetzsch (†)

Herausgegeben von:

Dr. theol. Dr. phil. Klaus Kießling

Professor für Religionspädagogik, Katechetik und Didaktik
sowie für Pastoralpsychologie und Spiritualität, Frankfurt a. M.

Dr. theol. Thomas Schreijäck

Professor em. für Pastoraltheologie, Religionspädagogik und
Kerygmantik, Frankfurt a. M.

Dr. theol. Michael Schüßler

Professor für Praktische Theologie, Tübingen

Jakob Mertesacker

„es ist gut, dass wir da eine andere Story haben“

Eheschließungsrituale und ihr Beitrag zur
Identitätspraxis von Männern

Matthias Grünewald Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS
ESCHBACH
GRÜNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben



Die Verlagsgruppe Patmos ist sich ihrer Verantwortung gegenüber unserer Umwelt bewusst. Wir folgen dem Prinzip der Nachhaltigkeit und streben den Einklang von wirtschaftlicher Entwicklung, sozialer Sicherheit und Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen an. Näheres zur Nachhaltigkeitsstrategie der Verlagsgruppe Patmos auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/nachhaltig-gut-leben

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dissertation, Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Frankfurt am Main 2022

Alle Rechte vorbehalten

© 2023 Matthias Grünewald Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.gruenewaldverlag.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: © maksym kaharlytskyi / unsplash.com

Satz: Autor

Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: CPI books GmbH, Leck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-7867-3338-6

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort (Klaus Kießling)	10
1 Einführung	19
1.1 Was zu sehen ist (Formulierende Interpretation)	19
1.1.1 Vorikonographische Ebene	19
1.1.2 Ikonographische Ebene	20
1.2 Reflektierende Interpretation	21
1.2.1 Formale Komposition	21
1.2.2 Ikonologische Interpretation	21
2 Vorwort und Danksagung	23
3 Inhaltsübersicht	25
I Identität und Ritual	27
4 Zeitgenössische Identitätstheorien	28
4.1 Erikson: Identität	30
4.2 Keupp: Identitätskonstruktionen	34
4.2.1 Identität als Verknüpfung von Ressourcen durch Narration	34
4.2.2 Kohärenz, Anerkennung, Authentizität	39
4.2.3 Das Identitätsmodell von Keupp et al. in der Zusammenschau	42
4.3 McAdams: Three Layers of Personality	42
4.4 T. Habermas: Kohärenzprinzipien	45
4.5 H. Luther: Identität als Fragment	54
4.6 Fazit: Kernelemente von Identität	57
5 Sexuelle Identität	59
5.1 Aspekte sexueller Identität	59
5.1.1 <i>sex</i> und <i>gender</i>	62
5.1.2 Doing gender	64
5.2 Sexuelle Attraktion	67
5.2.1 Orientierung vs. Verhalten	67
5.2.2 Der Primat des Konkreten	69
5.2.3 Leibliche Attraktivität	71
5.2.4 Deskriptive und normative Begriffsverwendung . .	73

6	Rituale	75
6.1	Rituale bei Erikson	76
6.2	Übergangsrituale	83
6.2.1	Myerhoff: Anthropologische Paradoxien im Ritual	83
6.2.2	Zwischenexistenzen	86
6.3	Leeds-Hurwitz: Schlüsselsymbole der Hochzeit	88
6.4	Wahl: Theorie der symbolischen Erfahrung	92
7	Rituale der Trauung	95
7.1	Funktionen der Trauung	95
7.2	Wunsch nach Bedeutung	96
7.3	Illouz: Eheschließungsriten und gegenwärtige Identitäten .	99
7.4	Kimport: Heteronormativität	101
8	Theologische Verortung	105
8.1	Religiosität als Identitätspraxis	105
8.2	Implizite Religiosität	107
8.3	Implizite Theologie	111
8.3.1	Empirische Theologie	111
8.3.2	Pastoralpsychologie	113
8.3.3	Rahner: Faktischer Glaube und kirchliches Lehramt	115
8.3.4	sensus fidei fidelium	118
9	Rückblick und Zusammenfassung	121
II	Männer und ihre Hochzeit	123
10	Methodologie und Methodik	124
10.1	Grundlegung der dokumentarischen Methode	124
10.1.1	Methodologische und forschungspraktische Einordnung	124
10.1.2	Verankerung in der Wissenssoziologie Karl Mannheims	129
10.1.3	Orientierungsschemata und Orientierungsrahmen .	131
10.2	Anwendung der dokumentarischen Methode	134
10.2.1	Komparative Sequenzanalyse	134
10.2.2	Erstellung von Analyseeinheiten	136
10.2.3	Formulierende Interpretation	138
10.2.4	Reflektierende Interpretation	139
10.2.5	Fallkontrastierung und Typologie	141
10.3	Einordnung, Kritik und Begründung	144
10.3.1	Psychoanalyse und dokumentarische Methode . .	145
10.3.2	Identität und dokumentarische Methode	149
10.3.3	Zum Begriff des ‚Habitus‘	150

11 Stichprobe und Erhebung	153
11.1 Konzeption der Stichprobe	153
11.2 Gewinnung von Interviewpartnern	154
11.3 Durchführung der Interviews	155
11.4 Transkription, Pseudonymisierung und Anonymisierung .	156
11.5 Verwendete Zeichen und Abkürzungen	157
12 Die Szenen der Interviews	158
12.1 Die Interviews im Einzelnen	159
12.1.0 Johannes (Probeinterview)	159
12.1.1 Jan (1)	160
12.1.2 Xaver (2)	161
12.1.3 Matthias (3)	162
12.1.4 Wilhelm (4)	163
12.1.5 Dominik und Sebastian (5 & 6)	164
12.1.7 Tim (7)	166
12.1.8 Alfons (8)	167
12.1.9 Jens (9)	167
12.1.10 Rodrigo (10)	168
12.1.11 Wolfgang (11)	170
12.1.12 Martin (12)	171
12.1.13 Christian (13)	172
12.2 Zusammenfassung der Stichprobe	174
13 Die biographische Erzählung	177
13.1 Einleitung	177
13.1.1 Jan (1)	179
13.1.2 Xaver (2)	182
13.1.3 Matthias (3)	185
13.1.4 Wilhelm (4)	187
13.1.5 Dominik (5)	189
13.1.6 Sebastian (6)	191
13.1.7 Tim (7)	194
13.1.8 Alfons (8)	196
13.1.9 Jens (9)	200
13.1.10 Rodrigo (10)	202
13.1.11 Wolfgang (11)	205
13.1.12 Martin (12)	208
13.1.13 Christian (13)	210
13.2 Versuch einer ersten Typik	214

14 Auf dem Weg zur Beziehung	217
14.1 Vorherige Beziehungen	217
14.2 Körperlichkeit	222
14.3 Beziehungskrisen	227
14.4 Zwischenfazit	232
15 Auf dem Weg zur Hochzeit	235
15.1 Entschluss zur Hochzeit	235
15.2 Verlobung und Heiratsantrag	243
16 Die Hochzeitsfeier	254
16.1 Vielfalt der Formen	254
16.1.1 Jan (1)	254
16.1.2 Xaver (2)	257
16.1.3 Matthias (3)	259
16.1.4 Wilhelm (4)	261
16.1.5 Sebastian und Dominik (5 & 6)	264
16.1.7 Tim (7)	265
16.1.8 Alfons (8)	268
16.1.9 Jens (9)	270
16.1.10 Rodrigo (10)	272
16.1.11 Wolfgang (11)	273
16.1.12 Martin (12)	275
16.1.13 Christian (13)	277
16.2 Zwischenfazit	278
16.3 Aspekte der Feier	280
16.3.1 Verhältnis Standesamt – Kirche	280
16.3.2 Gottesdienstliche Feiern bei gleichgeschlechtlichen Paaren	286
16.3.3 Ring: Symbol und Schmuck	295
16.3.4 Kleidung	303
16.3.5 Zwischenfazit	315
16.3.6 Trauversprechen	316
16.4 Finanzierung	321
17 Wirkung auf die Beziehung	328
17.1 Veränderung durch die Eheschließung	328
17.2 Exkurs: Auswirkungen der Corona-Pandemie	337
18 Zusammenfassende Typologie	340
18.1 Typologie der Orientierungen zur Hochzeitsfeier	340
18.2 Zusammenfassende Graphik	349
18.3 Kritischer Rückblick	350
18.4 Ehe bedeutet	353

III	Theologische Reflexion	357
19	Allgemeine Reflexion	358
19.1	Ritualisierte Individualität – individualisierte Rituale . . .	359
19.2	Anamnesis und Mimesis als Dimensionen der Inszenierung	363
19.3	Symbolische Handlung als Identitätserzählung	368
20	Spezifische Reflexion I – Gleichgeschlechtliche Paare	375
20.1	Positionen und Konflikte	376
20.2	Theologische Argumentationsstrukturen	380
20.3	Gleichgeschlechtliche Paare und gottesdienstliche Feiern .	388
20.3.1	Rückblick auf die empirischen Ergebnisse	388
20.3.2	Wunsch nach Segen und Ritual	393
20.3.3	Segen als Beziehungsgeschehen	397
21	Spezifische Reflexion II – Typologie	405
21.1	Authentizität	405
21.2	Unterschiedliche Elaboration als pastoral-praktische Frage	410
21.3	Konfrontation unterschiedlicher Orientierungen	413
21.4	Assimilation und Akkommodation im Ritual	419
22	Spezifische Reflexion III – Männer und ihre Hochzeit	425
22.1	Praxis des sozialen Geschlechts	426
22.2	Rollenvielfalt	433
22.3	Der Fokus auf die Braut	439
23	Fazit und (k)ein praktischer Ausblick	442
IV	Anhänge	447
24	Leitfaden	448
25	Einladungsflyer	451
	Literatur	453

Geleitwort

Der Originalton, der im Titel dieses Buches anklingt, stammt aus der Erzählung eines jungen Mannes, der den Wunsch seiner Partnerin zu heiraten teilt, aber sich durch sein Umfeld gedrängt fühlt, „irgendeine krasse Verlobungsstory“¹, wie er seinem Gegenüber im Gespräch anvertraut, „aus dem Hut zu zaubern“. Nachdem er sich mit seiner Partnerin auf einen gemeinsamen Weg verständigen konnte, ohne dass er ihr gegenüber mit einem großartigen Hochzeitsantrag hätte aufwarten müssen, stellt er erleichtert fest, es sei „gut, dass wir da eine andere Story haben“.

Dieses Gespräch zählt zu den Interviews, die Jakob Mertesacker als Theologe, Psychologe und angehender Psychoanalytiker im Rahmen seiner empirischen Untersuchung führte. Die doppelte Forschungsfrage, der er sich dabei stellt, richtet sich zum einen darauf, wie sich Identität in einem Eheschließungsritual zeigt und wie dieses seinerseits in die je eigene Identität Eingang findet, und zum anderen darauf, ob und gegebenenfalls wie sich in den dabei ablaufenden Prozessen und Mechanismen Männer in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften von Männern in verschiedengeschlechtlichen Partnerschaften unterscheiden. Zugleich geht es darum, die empirischen Befunde zu diesen Fragen, die aktueller nicht sein könnten, aus der Perspektive verschiedener Disziplinen zu beleuchten und auf ihren ganz eigenen theologischen Gehalt hin zu befragen.

In dieser Absicht versteht sich das vorliegende dreiteilige Werk. Dessen Herzstück bildet eine qualitativ-empirische Studie (Teil II). Flankiert ist sie einerseits von Identitäts- und Ritualtheorien, deren Verknüpfung zum gegebenen Forschungsanliegen und dessen theologischer Verortung (Teil I), andererseits von theologischen Reflexionen, wie sie sich aus dieser Studie haben entwickeln lassen (Teil III).

Den drei Hauptteilen sind eine thematische Hinführung (Kapitel 1), ein Vorwort mit Bezugnahme auf den Synodalen Weg der Katholischen Kirche in Deutschland (Kapitel 2) und eine inhaltliche Übersicht (Kapitel 3) zur vorliegenden Abhandlung vorgeschaltet.

Metatheoretische Einbettung der empirischen Studie

Teil I bietet eine metatheoretische Einbettung der empirischen Studie in sechs Kapiteln. Zunächst greift Jakob Mertesacker einschlägige zeitgenössische Identitätstheorien auf (Kapitel 4): das Entwicklungskonzept des Psychoanalytikers Erik H. Erikson, der Identitätsbildung auf die gesamte Lebensspanne bezieht; die Arbeiten des Sozialpsychologen Heiner Keupp zu Identitätskonstruktionen; das dreischichtige Modell des Persönlichkeitspsychologen Dan McAdams, welches Dispositionen, Handlungskonstrukte und life stories umfasst; die Theorie des in Lebensnarrative eingebetteten

¹ S. 250.

autobiographical reasoning, mit der der Psychoanalytiker Tilmann Habermas personale Kontinuität auch über Veränderungen hinweg zu gewährleisten sucht; schließlich das Verständnis von Identität als Fragment, wie es seinerzeit aus den nicht empirisch, sondern theoretisch geprägten Untersuchungen des Theologen Henning Luther hervorging und auch jüngere Identitätskonzeptionen prägt.

In der Konzentration auf Fragen sexueller Identität (Kapitel 5) folgt eine Differenzierung von Geschlechtsidentität, Geschlechtsrolle und Geschlechtspartnerorientierung.

Zum Rahmen dieser Arbeit gehören neben Identitätsmodellen Theorien zu Ritualen (Kapitel 6): eine Phänomenologie des Rituals, wie sie wiederum auf Erik H. Erikson zurückgeht; die Charakterisierung von Übergangsritualen in der Ethnologie im Gefolge von Arnold van Gennep, Victor Turner und Barbara Myerhoff; die Studie der Kulturanthropologin Wendy Leeds-Hurwitz zur Dramaturgie von Eheschließungsritualen und zu den daraus hervorgehenden Schlüsselsymbolen; schließlich die psychoanalytisch geprägte Theorie der symbolischen Erfahrung des Pastoralpsychologen Heribert Wahl.

In der Fokussierung auf Rituale der Trauung (Kapitel 7) orientiert sich Jakob Mertesacker an den einschlägigen Arbeiten des Praktischen Theologen Karl-Fritz Daiber und des Pastoralpsychologen Friedrich-Wilhelm Lindemann, der Soziologin Eva Illouz und der Medizinsoziologin Katrina Kimport.

Zur Einbettung dieser Arbeit gehören die Verknüpfung der beiden inhaltlichen Schwerpunkte – präsent in den Begriffen Identität und insbesondere sexuelle Identität einerseits sowie Ritual und insbesondere Ritual der Trauung andererseits – miteinander zu einem Forschungsvorhaben und schließlich dessen theologische Verortung (Kapitel 8).

Teil I endet mit einer thesenartigen Zusammenfassung (Kapitel 9).

Rekonstruktive Sozialforschung

Teil II umfasst die empirische Studie in insgesamt neun Kapiteln. Am Anfang (Kapitel 10) stehen eine methodologische Einordnung des hier zum Einsatz kommenden empirischen Vorgehens, eine Skizze der Arbeitsschritte, in denen sich rekonstruktive Sozialforschung nach Ralf Bohnsack methodisch vollzieht, und im Kontext möglicher Verfahrensalternativen eine Begründung der getroffenen Wahl.

Auskünfte zur Datenerhebung, also zur Konzeption der Stichprobe, zur Gewinnung der Interviewpartner und zur leitfadenorientierten Gesprächsführung, sowie Informationen zur Datenaufbereitung, also zur Transkription der Interviews, zur Pseudonymisierung und zur Anonymisierung, folgen in Kapitel 11.

Erste Beschreibungen der im Rahmen dieser empirischen Studie befragten Männer schließen sich an, indem Jakob Mertesacker diese getreu seinem eigenen Erleben den Leser*innen vorstellt und nahebringt (Kapitel 12).

Umfangreicher als dort schon kommen die Interviewpartner in Kapitel 13 zu Wort, nunmehr auch im Originalton: Sie sind zu einer biografisch orientierten Eingangserzählung aufgefordert, deren Dokumentation jeweils ein zentrales Identitätsthema aufweist, das sich in Gestalt von Spannungen und Konflikten methodisch rekonstruieren und in verschiedenen Passagen eines Interviews in homologer Weise finden lässt. Zu jedem Gesprächspartner entsteht ein Bericht. Gemeinsam schaffen diese Texte die Grundlage für eine erste Typenbildung, auf die die von Bohnsack entwickelte dokumentarische Methode zielt. Dabei gilt die Typisierung nicht den Personen, sondern den für sie charakteristischen Orientierungen, wie sie sich in ihren Erzählungen zeigen.

Auf die Eingangsgeschichten folgen Erzählungen zu verschiedenen biografischen Stationen, insbesondere zu früheren Partnerschaften, Körperlichkeit und Sexualität sowie Beziehungskrisen (Kapitel 14). In den Selbstbeschreibungen der Männer zeichnen sich deutliche Unterschiede zwischen gleich- und verschiedengeschlechtlichen Beziehungen ab. Dabei geht es Jakob Mertesacker nicht allein um die Typenbildung diverser Orientierungen, sondern in Verbindung damit um Aufmerksamkeit für Rituale und deren Zusammenspiel mit der jeweiligen Identitätspraxis.

In Kapitel 15 werden der Entschluss zur Hochzeit sowie gegebenenfalls Verlobung und Heiratsantrag zum Thema.

Kapitel 16 ist als das umfangreichste dem Eheschließungsritual selbst gewidmet, das den befragten Männern entweder in absehbarer Zeit bevorsteht oder zu ihren meist noch frischen Erinnerungen gehört. Dabei geht es auch um das Zueinander von Standesamt und Kirche, um die Gestaltung der Feiern von und mit gleichgeschlechtlichen Paaren, um Ringe, Kleidung, Trauversprechen und Finanzierungsfragen.

Welche Veränderungen werden dem Vollzug des Eheschließungsrituals zugeschrieben – der eigenen Wahrnehmung oder der eigenen Erwartung nach? Darum geht es in Kapitel 17.

Teil II findet in einer zusammenfassenden Typologie der sich abzeichnenden Orientierungen seinen Abschluss (Kapitel 18): Einerseits geht es um den Grad der Elaboration der Haltungen der befragten Männer, andererseits darum, wie sehr ihnen an einer traditionellen Form des Rituals liegt, in die sie ihre Beziehung bringen (Assimilation), oder wie sehr es ihnen umgekehrt auf die eigene Mitgestaltung des Rituals ankommt, das sie für ihre Beziehung finden (Akkommodation). Aus der Verknüpfung beider Qualitäten resultieren vier Typen: Klassiker mit geringer Elaboration bei assimilativer Grundhaltung, Pragmatiker mit ebenfalls geringer Elaboration bei akkommodativer Grundhaltung, Dramaturgen mit ausgeprägter Ela-

boration bei akkommodativer Grundhaltung und Vollender mit ebenfalls ausgeprägter Elaboration bei assimilativer Grundhaltung.

Theologische Reflexionen

Teil III wartet in 5 Kapiteln mit theologischen Reflexionen auf. In Kapitel 19 stellt sich Jakob Mertesacker der Aufgabe, seine Befunde rekonstruktiver Sozialforschung theologisch zu vernetzen, also Individualität, die im konkreten Ritual ihren Ausdruck sucht, einerseits und Rituale mit ihrer kollektiv organisierten und tradierten Struktur andererseits in ihrer empirisch belegten Spannung theologisch zusammenzudenken und biografische Erzählungen theologisch zu verorten.

Dieser grundlegenden Suche nach möglichen Strukturanalogien zwischen explizit theologischen und anderen, insbesondere sozialwissenschaftlich gewonnenen Gehalten schließen sich spezifische Reflexionen an, in Kapitel 20 vor dem Hintergrund der differentialpsychologischen Frage, ob sich Identität im Eheschließungsritual bei Personen in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften anders zeigt als bei Personen in verschiedengeschlechtlichen Partnerschaften. Theologisch geht es dabei um die Erschließung zentraler Argumentationsfiguren, wie sie Jochen Sautermeister im Umgang mit der Frage der Segnung gleichgeschlechtlicher Paare beobachtet und dokumentiert, bevor der Wunsch nach Segen und dessen Bewährung im Leben eine eigene Würdigung erfährt.

Eine weitere spezifische Reflexion gilt den empirisch ermittelten und bereits genannten vier Typen (Kapitel 21). Dabei geht Jakob Mertesacker der Frage der Vereinbarkeit von authentischem kirchlichem Lehramt und persönlicher Authentizität nach. Diese stellt sich für Dramaturg*innen in zugespitzter Weise: Schließlich tragen sie diesen Namen genau deswegen, weil ihrem Typus am deutlichsten an der Inszenierung einer thematischen Kohärenz zwischen Lebenserzählung und Eheschließungsritual gelegen ist. Im Kontext der Typologien zeigt sich zudem, dass Kulturen auf miteinander geteilten Orientierungsrahmen basieren und im Sinne Karl Mannheims konjunktive Erfahrungsräume bilden, in denen diejenigen, die durch gemeinsames Erleben miteinander verbunden sind, einander ohne weitere Interpretationsleistungen verstehen können, wohingegen Seelsorgegespräche sich schon in ihrem Selbstverständnis als interkulturelle Begegnungen umschreiben lassen, weil in ihnen Evangelium und Gegenwart, biblische (Agri-)Kulturen und zeitgenössische Kulturen und damit allemal verschiedene Orientierungen aufeinandertreffen.

In einer dritten spezifischen Reflexion rückt nochmals die Rolle von Männern in Hochzeitsritualen ins Bild (Kapitel 22), zumal die deutsche Sprache nach wie vor die Brautmesse und das Brautpaar kennt, den Bräutigam dagegen offenbar nur als männliche Ableitung der weiblichen Form. Diese Prominenz der Braut in unserem Kulturkreis ist als präreflexive Prä-

xis jedoch dem Umstand geschuldet, dass das Übergangsritual der Eheschließung gerade der Braut besonders viele Veränderungen abverlangt, wie Jakob Mertesacker herausstellt.

Mit einem Fazit (Kapitel 23) schließt er seine Abhandlung ab.

Würdigung

Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich um eine klar strukturierte Untersuchung zu einer präzise formulierten und sehr aktuellen Forschungsfrage. Im Zentrum steht eine empirische Studie, die im Sinne rekonstruktiver Sozialforschung höchst umsichtig und professionell gestaltet ist. Kompetent eingebettet ist sie in eine vorausgehende metatheoretische Grundierung und eine nachfolgende praktisch-theologische Kontextualisierung.

Hochaktueller Beitrag zur Pastoralpsychologie

Teil I überzeugt in seinem Aufbau, indem zunächst die zentralen Fragen nach (sexueller) Identität und (Eheschließungs-)Ritualen zum Thema und dann im Sinne des Forschungsvorhabens miteinander verknüpft werden, bevor dessen theologische Qualität eine erste Explizierung erfährt. Diese grundlegende Verortung weist die vorliegende Untersuchung als Beitrag zur Pastoralpsychologie und zur empirischen Theologie aus.

Teil I wird der Rolle gerecht, die ihm im Rahmen dieser Forschungsarbeit zukommt: Die zentralen Inhalte sind aus einschlägigen Fachperspektiven präsentiert, letztere wiederum vielfältig aufeinander bezogen und dabei auch kritisch gewürdigt. Zugleich ist der Rahmen, den Teil I für Teil II schafft, in seiner Weite geschützt.

Zudem zeichnet sich Teil I durch gute Leser*innenführung aus: dank wichtiger Klarstellungen, die den Forschungsgegenstand deutlich umgrenzen; dank knapper Bündelungen, die keine Redundanzen hervorbringen; dank der eleganten Weise, in der Jakob Mertesacker von Anfang an – schon mit der Auslegung und der Analyse eines Plakats aus der Kampagne „Wir sind Rechtsstaat“ des Bundesjustizministeriums – nicht nur auf die Fragestellung seiner Arbeit, sondern auch schon auf die gewählte Forschungsmethodik zusteuert, die freilich erst in Teil II präsentiert wird.

Lebendige Dokumentation souverän vollzogener Forschungsschritte

Die Ausführungen dazu sind in zweifacher Hinsicht gekonnt gestaltet: zum einen so, dass sie Rezipient*innen, die damit nicht vertraut sind, grundlegend orientieren, und zum anderen so, dass sie auch die mit Vorwissen ausgestatteten und im Umgang mit der dokumentarischen Methode erfahrenen Leser*innen inspirieren können, etwa dadurch, dass die Darstellung immer wieder aus psychoanalytischer Perspektive beleuchtet wird.

Nachdem die Datenerhebung in ihrem Vorgehen klar umrissen ist, rücken die Interviewpartner ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Den narrativ gestalteten Präsentationen der befragten Männer kommt eine doppelte Bedeutung zu: zum einen dadurch, dass sie die Personen und ihren Kontakt mit dem Forscher lebendig werden und sich darum kurzweilig lesen lassen, zum anderen dadurch, dass auch Leser*innen die Männer auf diese Weise kennen- und leicht voneinander zu unterscheiden lernen.

In den dann folgenden Berichten zu den biografischen Erzählungen ist – gemäß Bohnsacks Terminologie – die sogenannte formulierende Interpretation, die sich strikt innerhalb des jeweils gegebenen Bezugsrahmens bewegt und sich konsequent auf den kommunikativen Gehalt einer Passage des Gesprächs richtet, mit der reflektierenden Interpretation verknüpft, die genau diesen Rahmen erst ans Licht bringt, welcher die Art und Weise des Umgangs mit einem Thema entscheidend prägt. Indem Jakob Mertesacker diese beiden methodischen Schritte nacheinander vollzieht und hernach miteinander verwebt, also den einer Passage immanenten Gehalt mit ihrem dokumentarischen Sinngehalt verknüpft, gelingen ihm personenzentrierte Diskursbeschreibungen, also behutsam strukturierte Verdichtungen und aussagekräftige Nacherzählungen, die er nun seinen Leser*innen zur Verfügung stellt, bevor sich die verschiedenen Orientierungen und Haltungen, die sich dabei zeigen, vergleichend bündeln und in einem ersten Versuch typisieren lassen.

Beim zentralen Thema des Eheschließungsrituals hingegen dokumentiert Jakob Mertesacker die beiden Schritte der formulierenden und der reflektierenden Analyse aus gutem Grund jeweils separat: So bietet er den reichhaltigen kommunikativen Gehalten, also all dem, was ihm die Männer zu ihren Hochzeitsfeiern mitteilen, einen ganz eigenen Raum, in dem sich die große Formenvielfalt, die sich hier auftut, in eindrücklicher und plastischer Weise dokumentieren lässt. Davon grenzt er in seiner Darstellung einen reflektierenden Kommentar ab, der im Sinne Bohnsacks von den Was- zu den Wie-Fragen übergeht, die sich also nicht mehr auf die in den Gesprächen vorkommenden Themen als solche, sondern darauf richten, wie diese verhandelt werden.

In diesem Kontext besonders verheißungsvoll und auch ertragreich erscheint mir die Frage danach, von welcher Station oder welchem Zeitpunkt an die befragten Männer sich verheiratet fühlen oder, wenn ihre Eheschließung erst noch bevorsteht, vermutlich verheiratet fühlen werden. Denn mit der dokumentarischen Methode sollen Orientierungen herausgearbeitet werden, also Referenzrahmen, die methodisch gerade durch Kontrastierungen sichtbar gemacht werden können, also dadurch, dass ich einem gegebenen Rahmen eine Alternative entgegenhalte, die zu anderen Weichenstellungen führt. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum sich Orientierungen nur schwer herauschaffen lassen, wenn eine wie hier stark katholisch sozialisierte und insofern homogene Stichprobe vorliegt,

die gleichartige Orientierungen vermuten lässt. Diese Männer verbindet ein „unthematisches, vorbewusstes Praxiswissen“², wie Jakob Mertesacker treffend ausführt, sodass die wohl überraschende Frage danach, ab wann sie sich verheiratet fühlen, diese präreflexive Praxis herauszufordern und zu weiteren Differenzierungen zu führen vermag, wie die hier dokumentierten Erzählweisen anschaulich zu erkennen geben.

Geradezu kunstvoll gestaltet erscheinen die Schritte auf dem Weg zu Typisierungen, weil es dem Forscher gelingt, dabei die Personen nicht zu verlieren. Konsequenterweise kommen abschließend nochmals alle Männer im Originalton zu Wort. Dabei zeigt Jakob Mertesacker überzeugend, dass etwa mit einer akkommodierenden Grundhaltung kein Relativismus einhergeht: „Vielmehr wird eine Notwendigkeit und Verbindlichkeit der richtigen Form wahrgenommen, die für die Personen aus ihrer Haltung, ihrem Wissen und ihrer Interaktion mit Traditionen hervorgeht.“³

Eine zusammenfassende Grafik zeigt höchst anschaulich die Anordnung aller Befragten in jener Fläche, die durch die beiden Dimensionen einer mehr oder minder elaborierten Haltung einerseits und die Pole Assimilation und Akkommodation andererseits aufgespannt ist.

Ein kritischer Rückblick fungiert als geglückter Abschluss des empirischen Teils der vorliegenden Untersuchung. Er verbindet sich mit einer Selbsteinschätzung dazu, was im Sinne des gegebenen wissenschaftlichen Anliegens als gelungen gelten kann und worin die Grenzen der Aussagekraft der Ergebnisse liegen.

Insgesamt zeichnet sich die Dokumentation des empirischen Forschungsgangs durch ein sehr hohes Maß an Plausibilität aus. Dazu tragen die Transparenz des Vorgehens und die Benennung von Zwischenergebnissen bei, aber auch die wohlthuenden selbstkritischen Reflexionen des Interviewers und Forschers. Zugleich stellt er sicher, dass immer wieder alle Männer zu Wort kommen. Nicht zuletzt der Wechsel zwischen Originalton einerseits und Fließtext mit vielfältigen Gegenüberstellungen, die das methodisch entscheidende und bestens gelungene Herausarbeiten von Orientierungen ermöglichen, andererseits macht die Darstellung sehr lebendig. Jakob Mertesacker nimmt dabei immer wieder früher Artikuliertes auf und gibt Ausblicke auf noch Ausstehendes. Seine Professionalität zeigt sich insbesondere darin, dass er die dokumentarische Methode in eigenständiger und souveräner, mitunter unorthodoxer, allemal gut begründeter Weise praktiziert und Teil II mit einer höchst plausiblen Gesamttypologie abschließt. Auf diese Weise bekommt diese Dokumentation eine stimmige Gestalt und damit das ganze Buch ein eigenes Gesicht.

² S. 280, Fußnote 186 (Teil II).

³ S. 346.

Reichhaltige und klare empirische Befunde mit eigener theologischer Dignität

Mit der allgemeinen Reflexion gelingt in Teil III ein weiterführender Einstieg ins explizite Theologisieren, mit den nachfolgenden spezifischen Reflexionen die angestrebte Verknüpfung der empirischen Befunde mit anderen Studien und einschlägigen Diskursen. Auf diese Weise weitet sich der Blick über Männer in gleich- und verschiedengeschlechtlichen Partnerschaften hinaus auf Frauen in gleichgeschlechtlichen Beziehungen. Die Auseinandersetzung mit Manfred Belok und die Bezugnahmen auf Jochen Sautermeister sorgen für eine klare Positionierung des Forschers im Umgang mit diesen existenziell bewegenden und kirchlich hochaktuellen Fragestellungen. Sofern gleichgeschlechtliche Paare sich mit der Katholischen Kirche identifizieren und einen Segen wünschen, suchen sie ihre Partnerschaft rituell mit einem Amtsträger ihres Vertrauens in einer institutionell möglichst unabhängigen Sphäre zu verorten, wie Jakob Mertesacker treffend formuliert: „Die Rolle dieser kirchlichen Amtsträger lässt sich als ‚Mediator‘ in dem Sinne beschreiben, dass die Verbindung zur Institution Kirche über diese Person, aber nicht direkt zustande kommt. Dass Kirche in der geschaffenen sicheren Sphäre eine Rolle spielt, hängt von der Person des konkreten Amtsträgers ab – vergleichbar einer Mediatorvariablen in mathematischen Modellen.“⁴

In weiteren Reflexionen kommt es im Kontext der Typologien zu neuen Einsichten: „Bei Personen, die eine stark assimilative Orientierung in der Gestaltung der Hochzeit gezeigt haben, fanden sich passend dazu in der Biographie (im Sinne einer soziogenetischen Hypothese) Situationen, die potenziell verunsichernd waren oder als stark verunsichernd erlebt wurden. Ein starkes Bedürfnis nach der Übernahme eines kollektiven Ritus lässt sich also auf der Basis meiner Studie mit einiger Evidenz auch in der Funktion der Bewältigung von Zweifeln und Unsicherheiten sehen.“⁵ Die Befunde zu den Typologien werden zugleich mit den Expert*innengesprächen vernetzt, zu denen zwei für Ehepastoral verantwortliche Personen bereit waren. Daraus resultieren inspirierende Perspektiven, sowohl für die Gestaltung von Ritualen als auch für seelsorgliche Begleitung.

Insgesamt sind in Teil III vielfältige praktisch-theologische Kontextualisierungen mit und Weiterführungen zu Vorausgegangenem versammelt, sowohl zu den psychologischen, soziologischen, ethnologischen und kulturanthropologischen Theorien in Teil I als auch zur qualitativen Sozialforschung und ihrer Methodologie in Teil II, ohne dass die empirischen Befunde in irgendeiner Richtung verzweckt würden. So bleibt glaubwürdig, dass ihnen eine eigene theologische Dignität zukommt.

⁴ S. 391.

⁵ S. 423.

Insbesondere etliche Impulse psychoanalytischer Provenienz wirken sehr anregend, auch wenn schon die hier verhandelten Themen selbst bei vielen Leser*innen ein gutes Maß an Selbstreflexion freisetzen werden. Sehr adäquat erscheint mir auch die fehlende Scheu vor der Rede in der ersten Person Singular in den Zusammenhängen, in denen Jakob Mertesacker freilich begründete, aber zwangsläufig eigene Entscheidungen trifft, ja treffen muss, und sich so als kompetenter Wissenschaftler zeigt: in den Ausführungen zur Methodik nicht nur durch klärende und unaufdringliche Positionierungen, mit denen er sich bei Bedarf etwa von anderen Vertreter*innen qualitativer Sozialforschung abgrenzt, sondern auch durch Selbstverortungen, die nicht einer Profilierung dienen, die zulasten Dritter geschieht, sondern den Forscher in klar konturierter Gestalt erkennbar werden lassen; in der Auseinandersetzung mit anderen Studien und mit widerstreitenden Haltungen in der Fachliteratur durch gekonnte Darlegung seiner Abwägungen und Überzeugungen, ohne dass möglichen alternativen Einschätzungen jeder Boden entzogen wäre. Auf diese Weise ist die Nachvollziehbarkeit der Argumentationsgänge und der dabei getroffenen Entscheidungen erleichtert und gewährleistet.

Dem Autor und seinem Buch wünsche ich, dass zahlreiche Praktische Theolog*innen, Seelsorger*innen, für Ehepastoral Verantwortliche und andere Interessierte es zur Hand nehmen und rezipieren, auf dass sie sich von den darin versammelten Einsichten und der damit verbundenen Innovationskraft bewegen und inspirieren lassen.

Frankfurt Sankt Georgen im November 2022

Klaus Kießling

1 Hinführung



Abbildung 1: Plakat der Kampagne „Wir sind Rechtsstaat“ des Bundesministeriums für Justiz. Aufgenommen am 28.09.2019 durch den Autor an der Haltestelle „Offenbach Ledermuseum“.

Im Jahr 2019 startete das Bundesministerium für Justiz und Verbraucherschutz eine Kampagne zum Thema „Wir sind Rechtsstaat“. Das in Abbildung 1 gezeigte Plakat zweier sich küssender Männer, das im Rahmen dieser Kampagne entstanden ist, halte ich für einen geeigneten Einstieg in meine Arbeit.⁶

1.1 Was zu sehen ist (Formulierende Interpretation)

1.1.1 Vorikonographische Ebene

Im Vordergrund der Schwarzweißphotographie ist ein sich küssendes, männliches Paar dargestellt. Der linke Mann – etwa 40 Jahre alt – trägt einen karierten, eher dunklen Anzug mit hochreichendem Reverskragen, hat dunkle Haare in einem modernen Haarschnitt, der an den Seiten kurz

⁶ Da ich später mit der ‚dokumentarischen Methode‘ nach Ralf Bohnsack arbeiten werde, die sich auch für die Auswertung von Bildern eignet, gehe ich exemplarisch schon so vor, wie ich es an späterer Stelle methodisch begründet tun werde: vgl. BOHNSACK, RALF: *Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in qualitative Methoden*. 7. Auflage. Opladen: Budrich, 2008, Kap. 9.

und auf dem Kopf etwas länger und lockig ist. Er trägt einen Dreitagebart. Der rechte Mann trägt einen hellen Anzug, hat einen erst bei genauerem Hinsehen erkennbaren, kurz rasierten Vollbart und lange, hell gesträhte Haare, die er zu einem strengen Dutt zusammengebunden hat. Das Paar küsst sich inniglich und hat dabei die Augen geschlossen. Beide Männer sind in etwa gleich groß, wobei das Gesicht des linken Mannes etwas niedriger ist als das des rechten, der jedoch von der Frisur des linken überragt wird. Der rechte Mann im hellen Anzug hat seine Hand auf die Brust des linken Mannes gelegt und wird von diesem zärtlich an Hals und Wange berührt. Deutlich sichtbar ist der Ring am Ringfinger der linken Hand des rechten Mannes – der Hand, die auf der Brust des linken Mannes liegt. Unschärf sind davor noch weiße Blütenblätter oder Papierschnipsel zu sehen, die von oben herabregnen.

Im Vordergrund steht links bis etwa zu einem Drittel des Plakates linksbündig gut sichtbar auf dem dunklen Mittel- und Hintergrund der Satz: „Wir sind Liebe, die bleibt. Und ein Land, das dazulernt.“ Das Wort „Liebe“ ist in rot gesetzt, das Wort „Land“ in goldgelb, der Rest des Textes ist weiß. Im unteren Fünftel ist ein weißer Rahmen zu sehen, auf dem das Logo des Bundesministeriums für Justiz und Verbraucherschutz, ein Satz zur Kampagne und rechts das Logo der Kampagne „Wir sind Rechtsstaat“ zu sehen ist. Auf diesem konkreten Plakat fiel ein Teil dem Vandalismus anheim, sodass dort nur noch „Wir sind Rechts“ steht.

Im Mittelgrund der Photographie sind einige Menschen zu sehen, die das Paar mit etwas Abstand flankieren. Sie sind unscharf dargestellt, aber ihr lachender Gesichtsausdruck ist deutlich zu erkennen. Hier sind vor allem zwei junge Frauen in festlichen Sommerkleidern zu erkennen. Die rechte Frau klatscht lachend in die Hände. Weitere Männer sind unscharf hinter der Schrift zu erkennen. Die klatschenden Hände erinnern in der Momentaufnahme der Photographie an eine haltende Geste. Die dargestellte Szene verläuft sich nach hinten in Dunkelheit und Unschärfe.

1.1.2 Ikonographische Ebene

Die Komposition des Bildes lässt sofort an eine Hochzeit oder Partnerschaftsfeier denken. Dies wird deutlich durch den Satz: „Wir sind Liebe, die bleibt.“ Dass es sich um zwei Männer handelt, wird erst auf den zweiten Blick sichtbar, worauf ich im folgenden Abschnitt eingehe. Der Satzteil „Und ein Land, das dazulernt.“ lässt schließlich an die im Herbst 2017 eingeführte „Ehe für alle“ denken.

1.2 Reflektierende Interpretation

1.2.1 Formale Komposition

Die Gesamtkomposition des Bildes ist geprägt durch das scharf aufgenommene Paar im Vordergrund. Sowohl die Stirne der beiden Partner, als auch die Hände und die Arme bilden nach unten gerichtete Dreiecke, die auf einer gemeinsamen senkrechten Achse stehen. Auch der Kuss der beiden Männer liegt auf dieser Achse. Diese vertikale Achse teilt das Bild etwa bei 60% – ziemlich nah am Goldenen Schnitt. Die Gesichter der sich küssenden Männer liegen ebenso bei etwa zwei Dritteln der Höhe des Bildes, sodass der Kuss der beiden Gesichter als zentrales Element der Komposition ausgewiesen ist. Die deutlicher sichtbaren Personen des Mittelgrundes sind nahezu symmetrisch um dieselbe senkrechte Achse angeordnet, allerdings etwas weiter unten als die beiden Männer des Vordergrundes. Die Augen aller Personen sind auf den Kuss gerichtet. Auch die beiden Frauen im Mittelgrund bilden in etwa ein auf der spitze stehendes Dreieck. Dies setzt sich – weniger deutlich – in den weiteren Personen fort.

Das Wort „Liebe“ des Satzes im Vordergrund liegt auf derselben Horizontalen wie die Augen des Paares, das Wort „Land“ auf der Höhe der Hand des rechten Partners, die auf der Brust des linken Partners liegt. Die Unterkante des Wortes Land liegt auf derselben Horizontalen wie der Ring dieses Mannes. Weitere auf der spitze stehende Dreiecke lassen sich finden, oft umfassen diese mit helleren Konturen einen dunkleren Raum: zwischen der Hand der klatschenden Frau und dem Rücken des rechten Partners, zwischen dem Kopf dieser Frau und dem Kopf des Mannes im Vordergrund.

Der zentrale Punkt ist der Kuss der beiden Personen, auf ihn laufen die Linien des Bildes zu. Die Ausführung als Plakat sorgt in der Regel dafür, dass dieser Punkt den Betrachtenden über Kopf liegt, also zu ihm aufgeblickt werden muss.

1.2.2 Ikonologische Interpretation

Die Erkennbarkeit als Hochzeitsfeier ist auf den ersten Blick gegeben, verstärkt durch das hervorgehobene Wort „Liebe“. Nicht auf den ersten Blick sichtbar ist, dass es sich bei dem Paar um zwei Männer handelt. Vielmehr gehe ich davon aus, dass auf der Photographie Elemente und Symbole der ‚klassischen‘ Hochzeit von Frau und Mann eine hohe Präsenz aufweisen. Dabei verkörpert der rechte Partner die Stereotype einer Braut und der linke Partner die Stereotype eines Bräutigams. Ich möchte dies an folgenden drei Punkten zeigen:

- (1) Die Handhaltung der Partner ist nicht reziprok, sondern in einem speziellen Sinne komplementär. Der rechte Partner legt seine Hände auf die Brust des linken Partners und wird von ihm zärtlich an der Wange gehalten. Diese haltende Hand wirkt sogar etwas größer, zumin-

dest ist sie in der Komposition höher angeordnet. Fast wirkt der linke Partner dadurch aktiver beim Küssen, indem er nach dem Gesicht des rechten Partners greift.

- (2) Die Haarschnitte der Partner entsprechen unterschiedlichen Geschlechtsstereotypen: Der rechte Partner trägt lange Haare, die zum Dutt gebunden sind.
- (3) Die Farbigkeit der Bekleidung und sogar der Haare des rechten Mannes ist eher hell bis weiß, beim linken Mann ist von einem weißen Hemd sogar nur ein kleiner Ausschnitt zu sehen, da der Kragen durch hohen Kragen des Sakkos verdeckt ist. Auch die Hand des rechten Mannes scheint – vielleicht nur durch den Kontrast zum dunklen Anzug – heller zu sein als die des linken Mannes.

Der Bart des rechten Mannes ist durch die Hand des linken Mannes weitgehend verdeckt, lediglich im Schatten an der Nase und am Kinn erkennt man, dass er einen Bart trägt.

Ich möchte behaupten, dass in diesem Bild die Öffnung der Ehe für alle einen starken Ausdruck bekommt, ohne die mit der verschiedengeschlechtlichen Hochzeit verbundenen Stereotype und Symbole in Frage zu stellen. Das Bild vermag hier etwas auszudrücken, was rein sprachlich kaum möglich ist: Der rechte Partner ist gleichzeitig – von der Ebene der Augen gesehen – etwas größer und von seinem Partner gehalten. Er ist gleichzeitig männlich, ohne dass auf die stereotypen Attribute einer Braut, die von ihrem Bräutigam gehalten wird, verzichtet wird.

Die Institution einer Ehe, die von Rollen geprägt ist und in der Moderne den Anspruch der gleichen Augenhöhe beinhaltet, wird also in diesem Bild auf ein männliches Paar angewendet. Die in der Momentaufnahme haltenden Gesten der Personen im Mittelgrund oder deren Klatschen drückt das Einverständnis der Umwelt – des „Wir“ der Liebe, und des Landes, das „dazugelernt“ hat – aus.

Das Paar des Bildes bildet einerseits einen Intimraum, indem es sich inniglich hält, gleichzeitig ist es zum Betrachter hin ein Stück geöffnet, sodass der Betrachter mit in die Gemeinschaft der Gratulanten integriert wird.

In dieser kurzen Betrachtung des Plakats finden sich mehrere Elemente, die Ihnen als den Lesenden im Verlauf dieser Arbeit wiederholt begegnen werden: Es geht um eine Auseinandersetzung mit den typischen Symbolen einer Hochzeit in den Beziehungen der Männer, mit denen ich für diese Forschungsarbeit gesprochen habe. Wie die Betrachtenden des Plakates auf gestalterische Weise mit in einen Intimraum hineingenommen werden, haben mir meine Gesprächspartner einen Einblick in einen Intimraum gegeben und von ihrer Biographie, ihrer Beziehung und Partnerschaft, sowie ihrer Hochzeit erzählt.

2 Vorwort und Danksagung

Die ursprüngliche Idee, Persönlichkeit und Identität anhand eines spezifischen Rituals zu untersuchen, entstand im Rahmen eines Seminars bei *Professor Dirk Hagemann* in meinem psychologischen Masterstudium in Heidelberg. Dabei stand ursprünglich die differentialpsychologische Fragestellung im Mittelpunkt, ob sich dabei bedeutsame Unterschiede zwischen Menschen in gleichgeschlechtlichen Beziehungen und Menschen in verschiedengeschlechtlichen Beziehungen zeigen. Neben pragmatischen Gründen, die ein anderes Thema als psychologische Masterthesis nahe legten, kristallisierte sich mehr und mehr die theologische Anschlussfähigkeit und die Bedeutsamkeit für dieses Thema heraus. Die Motivation, in dieser Arbeit psychologische Kenntnisse mit qualitativer Forschung und theologischem Interesse zu verbinden, entstand nicht zuletzt aus den Diskussionen, die auf dem Synodalen Weg der Katholischen Kirche in Deutschland geführt wurden.

Einen herzlichen Dank möchte ich den vielen Menschen aussprechen, die mich bei meiner Arbeit unterstützt haben: Zunächst sind dies die Menschen, mit denen ich für diese Arbeit im Rahmen des Forschungsprojektes gesprochen habe und deren Gedanken sich in dieser Arbeit wiederfinden. Danken möchte ich allen Personen, die mein Forschungsvorhaben durch die Weiterleitung von Einladungen, die Vermittlung von Gesprächspartner*innen oder durch Diskussionen zu allen erdenklichen Details bei allen erdenklichen Gelegenheiten unterstützt haben.

Namentlich möchte ich einige Personen erwähnen: *Professor Klaus Kießling* danke ich für die Betreuung und die wunderbare Kollegialität, mit der er mir immer begegnet ist. Meinem langjährigen Freund *Br. Johannes Roth OFM* danke ich für die gewissenhafte Korrektur des Manuskripts. Ohne die vielfältige liebevolle Unterstützung, die Diskussionen, die kritische Lektüre des Manuskripts und die Korrekturen und Anmerkungen meines Partners *Lukas Elias Best* wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen – dafür ein herzlicher Dank. Meiner Ausbildungskollegin *Linnea Heinzmann* danke ich für die Lektüre des empirischen Teils, für alle Diskussionen, Anregungen und Ideen, die mich sehr bereichert und tief beeindruckt haben. Danke für unsere Freundschaft. *Professor Wolfgang Beck* danke ich für das wertschätzende Zweitgutachten. Ein steter Begleiter in letzten Jahren ist mein Lehranalytiker, wofür ich eine tiefe Dankbarkeit empfinde. An letzter Stelle – und damit herausgehoben – gilt mein Dank meinen Eltern, *Hannelore und Erich*, deren Vertrauen und bedingungslose Unterstützung es mir erst ermöglicht haben, diesen Weg zu gehen.

Die vorliegende Arbeit wurde im Frühjahr 2022 an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Frankfurt am Main als Dissertation angenommen. Die Verteidigung fand am 30.06.2022 statt. Den Gutachtern lagen neben dem Textkorpus zudem alle Interviews als Transkripte vor. Die

an der Hochschule eingereichte Fassung enthielt zudem Zeilenangaben mit Verweis auf die jeweilige Stelle des Transkriptes, die nicht in diese Ausgabe übernommen sind. Ich danke den Diözesen *Mainz* und *Limburg* für die finanzielle Unterstützung der Drucklegung.

Frankfurt und Offenbach im November 2022

Jakob Mertesacker

3 Inhaltsübersicht

In der vorliegenden Arbeit untersuche ich den Zusammenhang von Eheschließungsritualen und Identität. Die Prämisse für diese Arbeit ist eine grundlegende wechselseitige Beziehung zwischen Identität und Ritual:

Ein Ritual wird innerhalb bestimmter Grenzen von den beteiligten Subjekten so gestaltet, dass deren Identität einen Ausdruck finden kann. Nimmt man mit der modernen Identitätsforschung an, dass Identität kein fertiges Produkt, sondern eine sich wandelnde Größe ist, die von Individuen in ihrer „Identitätsarbeit“⁷ in einem kommunikativen „Prozeß der konstruktiven Selbstverortung“⁸ je neu entwickelt wird, kann man auch davon ausgehen, dass Rituale an den entscheidenden Wendepunkten des Lebens Bausteine für den Vollzug der Identitätsarbeit und der Selbstaneignung einer solchen Identität sind.

Der erste Teil der Arbeit befasst sich daher mit zeitgenössischen Identitätstheorien und geht von dort aus den Schritt zu der von mir verwendeten Forschungsmethode, der so genannten ‚dokumentarischen Methode‘, die als Schritt in die Empirie zu Beginn des zweiten Teiles steht.⁹ Es scheint mir unbedingt geboten, (Persönlichkeits-)Theorie und forschungsmethodische Reflexion eng miteinander zu verknüpfen, da sich aus der Wahl einer bestimmten Theorie Implikationen für die Methode ergeben. Umgekehrt sind Methoden immer in Theorien verankert. Damit gehen notwendigerweise blinde Flecken, aber auch mögliche Spotlights einher. Im dritten Teil führe ich einige theologische Aspekte mit der empirischen Forschung zusammen. Daraus ergeben sich Anknüpfungspunkte für eine systematische und praktisch-theologische Reflexion der empirischen Ergebnisse. Der Duktus des dritten Teils vermeidet bewusst zwei Tendenzen: Erstens geht es nicht darum, die Empirie auf ihre Kompatibilität mit lehramtlichen Überzeugungen zu prüfen. Die Arbeit stellt kein Gutachten zu Orthodoxie und Orthopraxis dar. Zweitens kommt nach meiner Überzeugung den Äußerungen der von mir interviewten Männer bereits eine eigene „theologische Dignität“¹⁰ zu, die nicht erst durch die Weiterverarbeitung zu pastoralpraktisch Nützlichem entsteht. Von daher besteht der dritte Teil nicht in der Erarbeitung eines Maßnahmenkatalogs aus den Ergebnissen der empirischen Studie – auch wenn dieser Wunsch verschiedentlich an mich herangetragen wurde.

⁷ KEUPP, HEINER: *Identitätskonstruktionen: Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. 4. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2008, 9.

⁸ Ebd.

⁹ Vgl. z. B. BOHNSACK, RALF / NENTWIG-GESEMANN, IRIS / NOHL, ARND-MICHAEL (Hrsg.): *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. 3. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, 2013.

¹⁰ KIESSLING, KLAUS: Interdisziplinär empirisch und mitleidenschaftlich spirituell: Pastoralpsychologie als Grundmuster Praktischer Theologie. In: AIGNER, MARIA ELISABETH et al. (Hrsg.): *Räume des Aufatmens*. Wien: LIT, 2010, 9–31, hier: 18.

I. Identität und Ritual

4 Zeitgenössische Identitätstheorien

„Identität“ im Allgemeinen und „personale Identität“ im Speziellen sind mehrdeutige Begriffe. Zunächst ist daher eine grundlegende Unterscheidung zu treffen, in welchem Sinne von Identität gesprochen wird.¹¹ Der klassische philosophische Akzent, zum Beispiel bei John Locke, stellt die Frage nach der „Selbigkeit“ der Person: Was sorgt dafür, dass eine Person über die Zeit hinweg dieselbe ist?

Der neuere, eher psychologische Ansatz fragt zentral danach „wer“ und „wie“ eine Person ist. Die Fragen nach Selbigkeit und Qualität sind nicht unabhängig, wie sich im Folgenden zeigen wird.

Die Frage nach der Identität, wie sie heute in den Geistes- und Sozialwissenschaften gestellt wird, ist ganz Kind ihrer Zeit und wird mit den veränderten Lebenskonzepten der Postmoderne in Verbindung gebracht. Die starren Identitätskonzepte der Moderne seien in postmoderne Wirklichkeitskonzeptionen, die sich durch *Perspektivität*, *Partialität* und *Situiertheit*¹² auszeichnen, nicht mehr einzupassen. Die Psychologie – als Mengengriff der sehr unterschiedlichen Teildisziplinen – spiegelt diesen Übergang von der Moderne in die Postmoderne in der Gleichzeitigkeit von Positivismus und Perspektivismus in ihrer Grundsubstanz wider.

Neuere Fragen nach Identität greifen auch die alten Überlegungen der Selbigkeit wieder auf: Es ist unter der Annahme der Postmoderne wieder (?) schwieriger geworden, Kontinuität zu begründen, als für Veränderung und Fluidität zu argumentieren. Ungeachtet dessen scheint eine reine Prozeduralität auf individueller Ebene unerträglich: Es braucht Aspekte meiner Selbst, auf die ich mich selbst vergewissern kann, um nicht zu verzweifeln.

In dieser Arbeit kann und soll kein systematischer Überblick über bestehende Identitätskonzepte erfolgen. Dies ist vielfach geschehen, so zum Beispiel bei H. Keupp¹³, sowie in den Qualifikationsarbeiten von V. Pirker¹⁴ oder R. Gugutzer¹⁵. Auch sind dazu in den letzten Jahren interessante

¹¹ Vgl. MERTESACKER, JAKOB: Angezogen durch das konkrete Gegenüber: Anmerkungen zu einer Phänomenologie der sexuellen Attraktion. In: *Das Plateau*, 29 (2018), Nr. 166, 4–19, hier: 14.

¹² Vgl. CLARKE, ADELE E.: *Situationsanalyse: Grounded Theory nach dem Postmodern Turn*. Wiesbaden: Springer VS, 2012, 48.

¹³ KEUPP, HEINER: *Identitätskonstruktionen: Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. 4. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2008.

¹⁴ Sie gibt einen gleichermaßen tiefschürfenden wie systematischen Überblick und entfaltet ausführlich die Linien der modernen Psychologie, die sich mit dem Thema Identität und Identitätsentwicklung beschäftigen: PIRKER, VIERA: *fluide und fragil. Identität als Grundoption zeitsensibler Pastoralpsychologie*. Ostfildern: Grünewald, 2013.

¹⁵ Der systematische Überblick Gugutzers überzeugt m. E. mehr als sein neu entwickeltes Identitätskonzept: GUGUTZER, ROBERT: *Leib, Körper und Identität: Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2002.

multidisziplinäre Sammelbände erschienen.¹⁶ Ich werde daher einige ausgewählte Autor*innen vorstellen, die meines Erachtens einerseits diejenigen Wegmarken in der Entwicklung des Konzeptes von Identität darstellen, die den Begriff für meine Forschung passend konturieren, und andererseits die Vieldeutigkeit des oft als ‚Modewort‘ beschworenen Begriffs ‚Identität‘ deutlich machen.

Innerhalb der akademischen Psychologie ist der Beschäftigung mit Identität ein gewisser Widerspruch zum weitgehenden Konsens des Popperschen *Falsifikationismus*, repräsentiert durch den Nullhypothesensignifikanztest, immanent.¹⁷ Die Methode einer naturwissenschaftlich orientierten Verallgemeinerung durch statistische Methoden ist für Fragen der Identität nur bedingt möglich. Wie sich zeigen wird, wird mittlerweile in einem recht breiten Konsens davon ausgegangen, dass Identität im Kern *narrativ* strukturiert und somit qualitativ-interpretativen Methoden eher zugänglich ist als statischen Methoden. Dieses Arbeiten an und mit der Narration liegt traditionsgemäß den geisteswissenschaftlichen, sozialwissenschaftlichen und psychoanalytischen Traditionen innerhalb der Psychologie näher.

Doch gerade in der Psychoanalyse scheint sich der Begriff ‚Identität‘ erst langsam einen Platz zu erobern und wurde dort lange Zeit vor allem mit Fragen der Adoleszenz in Verbindung gebracht.¹⁸ Eine aus psychoanalytischer Perspektive vorgebrachte Kritik am Identitätsbegriff der Sozialwissenschaften ist, dass dieser mit seinem narrativen Fokus nur bewusste Anteile thematisieren kann und unbewusste Anteile unberücksichtigt las-

¹⁶ So z. B. McLEAN, KATE C. / SYED, MOIN (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Identity Development*. London: Oxford University Press, 2015 oder COHLER, BERTRAM J. / HAMMACK, PHILLIP L. (Hrsg.): *The story of sexual identity: Narrative perspectives on the gay and lesbian life course*. Oxford und New York: Oxford University Press, 2009.

¹⁷ Der Nullhypothesensignifikanztest, entwickelt durch Fisher, Neyman und Pearson (vgl. NEYMAN, JERZY / PEARSON, EGON: On the use of interpretation of a certain test criteria for purposes of statistical inference. In: *Biometrika*, 29A (1928), 175–240; 263–294), hat – vereinfacht – zum Ziel, die Überzufälligkeit eines Mittelwertsunterschiedes in Stichproben festzustellen und somit eine Aussage darüber zu machen, ob die Hypothese der Zufälligkeit dieses Unterschiedes verworfen werden kann. Auch innerhalb der statistisch arbeitenden Psychologen ist dieses Verfahren mittlerweile umstritten, jedoch weiterhin der Standard für fast alle Untersuchungen (vgl. z. B. COHEN, JACOB: Things I have learned (so far). In: *American Psychologist*, 45 (1990), Nr. 12, 1304–1312; KIRK, ROGER E.: Practical Significance: A Concept whose Time has come. In: *Educational and Psychological Measurement*, 56 (1996), Nr. 5, 746–759; CUMMING, GEOFF: The new statistics why and how. In: *Psychological Science*, 25 (2014), Nr. 1, 7–29). Eine aktuellere, wenn auch nicht vollständig systematische Übersicht habe ich in meiner psychologischen Masterarbeit aufgezeigt: Vgl. MERTESACKER, JAKOB: *Rather Quick and a Little Dirty: Die Effektgröße Omega-Quadrat*. Unveröffentlichte Masterthesis an der Universität Heidelberg, Heidelberg, 2017, 75.

¹⁸ Vgl. z. B. BOHLEBER, WERNER (Hrsg.): *Adoleszenz und Identität*. Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse, 1996; BOHLEBER, WERNER: Psychoanalyse, Adoleszenz und das Problem der Ich-Identität. In: *Psyche*, 53 (1999), Nr. 6, 507–529; SEIFFGE-KRENKE, INGE: *Therapieziel Identität: Veränderte Beziehungen, Krankheitsbilder und Therapie*. Stuttgart: Klett-Cotta, 2012.

sen muss.¹⁹ Die erzählte Identität als eine Selbstbeschreibung ist als der bewusste Teil eines Identitäts- und Selbstgefühls zu denken. Psychoanalytisch kann davon ausgegangen werden, dass Vorstellungen und Phantasien²⁰ über die eigene Identität eben nur zum Teil überhaupt bewusstseinsfähig sind – so ist es vor allem ein Gefühl, mit sich identisch zu sein und eine Identität zu haben.²¹ Ebenso zentral aus psychoanalytischer Perspektive ist die Frage, worin die Funktion eines bewussten Identitätsanteils für das seelische Gleichgewicht des Individuums liegt.²²

Die Fragen nach dem Unbewussten und nach der Funktionalität von Identität werden nicht im Mittelpunkt der folgenden Untersuchung stehen. Ich werde sie aber auch nicht ausblenden oder umschiffen. Dies liegt unter anderem darin begründet, dass mit E. H. Erikson ein psychoanalytischer Entwicklungspsychologe gewissermaßen der Fixstern gegenwärtiger (psychologischer) Identitätsforschung ist, der gerade in den nichtpsychoanalytischen Wissenschaften als der Ausgangspunkt für Identitätsforschung angesehen wird. Erikson beschäftigt sich mit Identität im Lebenslauf und auch damit, welche Funktion Identität hat.

4.1 Erikson: Identität

Erik H. Erikson wurde 1902 in Frankfurt am Main geboren und absolvierte nie ein universitäres Studium. Er war Lehranalysand von A. Freud in Wien bis 1933 und emigrierte unter dem Druck der nationalsozialistischen Repression in die USA, wo er eine kinderanalytische Praxis eröffnen konnte und an vielfältigen entwicklungspsychologischen Forschungen beteiligt war.²³ Seine Theorie der Entwicklung, die er mehrfach mit unterschiedlichem Schwerpunkt dargestellt hat, ist von Anfang an umstritten, wird jedoch bis heute vielfältig rezipiert.²⁴ Umstritten ist inhaltlich vor allem sein epigenetisches Prinzip, nämlich „dass alles, was wächst, einen *Grundplan*

¹⁹ An dieser Stelle halte ich die Unterscheidung zwischen dem ‚deskriptiven‘ und dem ‚dynamischen‘ Unbewussten für wichtig, auf die ich im Verlauf eingehe (vgl. Abschnitt 10.3.1).

²⁰ Ich wende in dieser Arbeit die überwiegend in der englischsprachigen Tradition der Psychoanalyse praktizierte Konvention an, das Wort ‚Fantasie‘ mit ‚F‘ zu schreiben, wenn es sich um bewusste Inhalte handelt. Die Schreibweise ‚Phantasie‘ verwende ich, wenn es sich vorwiegend auf im psychodynamischen Sinne *unbewusste* Inhalte handelt.

²¹ Vgl. HOLICKI, AXEL: Überlegungen zur Entwicklung der eigenen Identität im Spannungsfeld zwischen Individuation und der Sehnsucht nach Zugehörigkeit. In: BOUVILLE, VALÉRIE et al. (Hrsg.): *Identität. Zwischen Beständigkeit und Wandel*. Gießen: Psychosozial-Verlag, 2020, 30–41, hier: 36, als Vortrag gehalten auf der Herbsttagung der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft am 21.11.2019 in Bad Homburg.

²² Vgl. ebd., 33.

²³ Vgl. CONZEN, PETER: *Erik H. Erikson: Leben und Werk*. Stuttgart: Kohlhammer, 1996, 13–42. Auf diesen Autor verweist auch PIRKER, 71.

²⁴ Vgl. z. B. ERIKSON, ERIK H.: *Childhood and Society*. New York: Norton, 1950; ERIKSON, ERIK H.: *Identität und Lebenszyklus: Drei Aufsätze*. 28. Auflage. Berlin: Suhrkamp, 2017.

hat, dem die einzelnen *Teile* folgen, wobei jeder Teil eine Zeit des Übergewichts durchmacht, bis alle Teile zu einem *funktionierenden Ganzen* herangewachsen sind.“²⁵

Zentral ist dabei die Idee von acht (neun) mehr oder weniger abgeschlossenen Lebensphasen, die jeweils durch einen Grundkonflikt geprägt sind. Er nimmt dabei S. Freuds Entwicklungsphasen der Kindheit als Ausgangspunkt und arbeitet die zugrundeliegenden Konflikte heraus.²⁶ Wegweisend ist die Idee, Entwicklung *über das ganze Leben* anzunehmen, wobei er dies nicht in aller Konsequenz tut, wie sich im Folgenden zeigen wird.

In der Tat ist ein Entwicklungskonzept zu kritisieren, das Entwicklung nur als Entfaltung oder Reifung innerer Möglichkeiten ansieht, ohne dass Umwelteinflüsse eine relevante Rolle spielen könnten. So ist meines Erachtens Erikson aber auch nicht zu verstehen: Einerseits ist hier eine Entwicklung innerhalb der Theorie zu mehr Einflussmöglichkeit durch äußere Umstände zu beobachten, andererseits schreibt er aber auch schon 1950:

Die Vorstellung, es werde auf irgendeiner Stufe ein Zustand erreicht, der für neue Konflikte von innen und Änderungen von außen unangreifbar sei, ist eine Projektion jener Erfolgsideologie auf das Kind, das unsere privaten und öffentlichen Tagträume auf gefährliche Weise durchtränkt und uns unfähig machen kann für den immer schwerer werdenden Kampf um eine sinnvolle Existenz in unserer Zeit.²⁷

V. Pirker leitet ihren Abschnitt zur Definition von Identität bei Erikson mit der Bemerkung ein, dass es wohl auch am „assoziativen und umschreibenden Stil des Psychoanalytikers“ liegen mag, dass der Begriff der Identität „an keiner Stelle eine eindeutige Klärung erfährt.“²⁸ Die Schwierigkeit, eine eindeutige Definition dessen anzugeben, was Identität ist, liegt meines Erachtens nicht nur in Eriksons psychoanalytischer Herkunft, sondern vor allem in der Sache selbst begründet: Ich möchte im Folgenden vor allem das Konzept in Eriksons Text „Das Problem der Ich-Identität“²⁹ skizzieren

²⁵ ERIKSON: *Identität und Lebenszyklus*, 57, Auszeichnungen im Original.

²⁶ Vgl. ebd.

²⁷ Ebd., 69, dort Fußnote 4.

²⁸ PIRKER, 72. Sie verweist auf Erikson selbst: „Es wird sich dadurch einmal um ein bewußtes Gefühl der individuellen Identität, ein andermal um das unbewußte Streben nach einer Kontinuität des persönlichen Charakters zu handeln scheinen; ein mal wird die Identität als ein Kriterium der stillschweigender Akte der Ich-Synthese, dann wieder als das Festhalten an einer inneren Solidarität mit den Idealen und der Identität einer Gruppe erscheinen. Manchmal wird der Begriff völlig naiv im Sinne der Umgangssprache benutzt werden, um dann wieder vage an vorhandene Begriffe der Psychoanalyse und Soziologie anzuknüpfen.“ (ERIKSON: *Identität und Lebenszyklus*, 124–125, Pirker zitiert aus der seitengleichen Auflage von 1973) Erikson setzt dies folgendermaßen fort: „So wird zwar am Ende unserer Untersuchung der Begriff selbst immer noch einigermaßen mehrdeutig erscheinen, aber man darf hoffen, daß ein wichtiges Problem und ein notwendiger Gesichtspunkt in seinen Umrissen schärfer hervorgetreten sein wird.“ (ebd., 125)

²⁹ Erstveröffentlichung: ERIKSON, ERIK H.: The problem of ego identity. In: *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 4 (1956), Nr. 1, 56–121.

und halte diesen Text gleichermaßen für lehrreich und unterhaltsam – wenn er auch ganz Produkt der 1950er Jahre in den USA ist.

Ausgehend von der einmaligen Erwähnung des Begriffs ‚Identität‘ bei S. Freud³⁰, wo der Begriff nach Erikson „auf das Band hin[weise], das den einzelnen Menschen mit den von seiner einzigartigen Geschichte geprägten Werten seines Volkes verbinde[...]“³¹, sieht Erikson den Begriff der Identität an der Schnittstelle zwischen Individualität und Kollektivität:

Der Begriff „Identität“ drückt also insofern eine wechselseitige Beziehung aus, als er sowohl ein dauerndes inneres Sich-Selbst-Gleichsein wie ein dauerndes Teilhaben an bestimmten gruppenspezifischen Charakterzügen umfasst.³²

Ganz im Sinne einer psychoanalytischen Kasuistik zeigt er dann Kernmotive einer Werkeinführung George Bernard Shaws, die autobiographische und künstlerische Elemente zu einem Gesamtkunstwerk, der Identität ‚G.B.S.‘, verbindet. In seiner Analyse zeigt Erikson seine wichtigsten Momente auf, die er danach im Einzelnen behandelt. Seine Idee ist, dass die Adoleszenz ein „psychosoziales Moratorium“³³ darstellt: Währenddessen ist den Individuen ein „freies Rollen-Experimentieren“³⁴ gestattet.

In dieser Zeit verlieren nach Erikson ‚Identifikationen‘ zugunsten einer ‚Identität‘ ihre Dominanz:

Die *Identitätsbildung* beginnt dort, wo die Brauchbarkeit der Identifikationen endet. Sie entsteht dadurch, daß die Kindheitsidentifikationen teils aufgegeben, teils einander angeglichen und in einer neuen Konfiguration absorbiert werden, was wiederum von dem Prozeß abhängt, durch den eine Gesellschaft [...] den jungen Menschen identifiziert, indem sie ihn als jemanden anerkennt, der so werden mußte, wie er ist.³⁵

Als sichtbares Zeichen des Endes der Adoleszenz sieht Erikson eine Identitätskrise. Gleichwohl gilt:

Das heißt aber nicht, daß die *Identitätsbildung* mit der Adoleszenz beginne oder ende: sie ist vielmehr eine lebenslange Entwicklung,

³⁰ Vgl. FREUD, SIGMUND: Ansprache an die Mitglieder des Vereins B'nai B'rith (1926). In: *Gesammelte Werke, Band XVII. Schriften aus dem Nachlaß*. Frankfurt am Main: Fischer, 1972, 49–53, hier: bes. 52.

³¹ ERIKSON: *Identität und Lebenszyklus*, 124.

³² Ebd.

³³ Ebd., 137.

³⁴ Ebd.; Er formuliert diesen Gedanken als Analogie zum vorangehenden „psychosexuellen Moratorium“ der Latenzzeit, in der sich – psychoanalytisch gesehen – die Triebkräfte zwischen der ödipalen Phase und der Adoleszenz weniger prominent zeigen, was als Möglichkeit gesehen wird, „zuerst einmal ‚zur Schule zu gehen‘ (was immer in der betreffenden Zivilisation Schule heißen mag) und die technischen und sozialen Rudimente einer typischen Arbeitssituation zu erlernen“ (ebd.).

³⁵ Ebd., 140, Auszeichnungen im Original.

die für das Individuum und seine Gesellschaft weitgehend unbewusst verläuft.³⁶

Meines Erachtens zeigt Erikson hier bereits die Kernanliegen moderner Identitätsforschung:

- Identität ist ein lebenslanges Projekt.
- Sie ist teils unbewusst, teils künstlerisch-absichtsvoll gestaltet.
- Identität entsteht in einem wechselseitigen Prozess aus Gesellschaft und Individuum.

Die Gesellschaft stellt dazu „Lebenspläne [und] Rollenskalen“³⁷ bereit, die adaptiert oder abgelehnt werden können. Kinder erproben solche Identifikationen. Daraus bildet sich eine

Erwartungsvorstellung [...], wie es ist, wenn man älter ist [...] – Erwartungshaltungen, die zu Teilen der Identität werden, indem sie Schritt für Schritt in entscheidenden Erfahrungen auf ihre psychosoziale „Eignung“ hin geprüft werden.³⁸

Hier kann man durchaus an *Identitätsprojekte* denken.³⁹ Inhaltlich kritisch und als ein Widerspruch ist zu sehen, dass Erikson es offenbar nicht vermag, der Gesellschaft wirklichen Einfluss zu gewähren, und ganz bei seinem epigenetischen Prinzip bleibt.⁴⁰ Der amerikanische Psychoanalytiker R. Wallerstein würdigt Eriksons Entwurf. Er sieht die nur geringe Rezeption Eriksons in der Psychoanalyse darin begründet, dass Erikson zwar Ideen der Selbstpsychologie – wie zum Beispiel bei D. Winnicott und O. Kernberg – vorwegnahm, diese jedoch in der Sprache der Ich-Psychologie seiner Zeit formulierte. Als Winnicott und Kernberg dann die Ich-Psychologie ablösten, galt Erikson allein schon aufgrund der Sprache der Ich-Psychologie für veraltet.⁴¹

Formal wird an Eriksons Theorie kritisiert, dass seine Beiträge zu populärwissenschaftlich seien und die von ihm entwickelten Begriffe zu wenig

³⁶ ERIKSON: *Identität und Lebenszyklus*, 141.

³⁷ Ebd.

³⁸ Ebd., 142.

³⁹ Abschnitt 4.2.1, S. 36.

⁴⁰ Deutlich zeigt sich dies, wo Erikson die Prinzipien seiner Theorie zusammenfasst: „Genetisch betrachtet, zeigt sich der Prozeß der Identitätsbildung als eine sich entfaltende Konfiguration, die im Laufe der Kindheit durch sukzessive Ich-Synthesen und Umkristallisierungen allmählich aufgebaut wird; es ist eine Konfiguration, in die nacheinander die konstitutionellen Anlagen, die Eigentümlichkeiten libidinöser Bedürfnisse, bevorzugte Fähigkeiten, bedeutsame Identifikationen, wirkungsvolle Abwehrmechanismen, erfolgreiche Sublimierungen und sich verwirklichende Rollen integriert worden sind.“ (Ebd., 144)

⁴¹ Vgl. WALLERSTEIN, ROBERT S.: Erikson's concept of ego identity reconsidered. In: *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 46 (1998), Nr. 1, 229–248, hier: bes. 233.

fachlichen Gehalt haben würden.⁴² Dennoch stellt die Theorie Eriksons vor allem außerhalb der Fachpsychologie die am meisten rezipierte Entwicklungstheorie für die gesamte Lebensspanne dar und bietet zum Beispiel für die Psychotherapie eine wichtige Heuristik möglicher entwicklungsspezifischer Konflikte an.

4.2 Keupp: Identitätskonstruktionen

Das Thema des deutschen Sozialpsychologen Heiner Keupp ist „das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne“ – so auch der Untertitel des Buches seiner Forschergruppe, das 1999 zum ersten Mal erscheint und die Ergebnisse eines fast zehnjährigen Forschungsprojektes darstellt.⁴³ Nach einer ausführlichen Darstellung der Problematik, warum ein starrer Identitätsbegriff in der Spät- oder Postmoderne nicht mehr angemessen ist, stellen Keupp et al. die zentralen Aspekte der Identität dar, die sie in ihrem Projekt identifiziert haben:

Kohärenz, Anerkennung, Authentizität, Handlungsfähigkeit, Ressourcen und Narration sind wichtige Bausteine des Modells alltäglicher Identitätsarbeit.⁴⁴

Im Herstellungsprozess von Identität finden bewusste und nicht bewusste Prozesse statt, es werden emotionale und kognitive Anteile verknüpft und in ihrer Funktion dargestellt. Ich werde im Folgenden diesen Prozess kursorisch darstellen und anschließend die Anteile hervorheben, die mir für meine weitere Arbeit wichtig zu sein scheinen.

4.2.1 Identität als Verknüpfung von Ressourcen durch Narration

Keupp et al. lassen sich mit ihren zwei Prämissen des Herstellungsprozesses von Identität an die vorherigen Überlegungen anschließen:

Die erste Prämisse besagt, dass Identität zentral einen *relationalen Grundmodus* hat: Identitätsarbeit besteht „in einer permanenten Verknüpfungsarbeit, die dem Subjekt hilft, sich im Strom der eigenen Erfahrungen selbst zu begreifen.“⁴⁵ Sie nennen hier (1) eine zeitliche Perspektive, als Verknüpfung von Vergangenem und Gegenwärtigem, (2) eine lebensweltliche Perspektive und (3) eine Verknüpfung auf der Ebene von Ähnlichkeit und Unähnlichkeit. Ich werde auf diese Aspekte in Abschnitt 4.4 genauer eingehen, da sich diese Prinzipien der Verknüpfung von Inhalten zu einer Identität meines Erachtens ausgearbeiteter bei T. Habermas et al. finden.

Die zweite Prämisse lautet:

⁴² Vgl. PIRKER, 71.

⁴³ KEUPP; Siehe oben: Fußnote 13 (Teil I), S. 28.

⁴⁴ Ebd., 270.

⁴⁵ Ebd., 190.

Identität entsteht als Passungsprozeß an der Schnittstelle von Innen und Außen. Auch wenn die Identitätsentwicklung ein im Subjekt stattfindender Prozeß ist, so basiert dieser stets auf dem vor allem von den Interaktionisten zu Recht herausgehobenen Aushandlungsprozeß des Subjekts mit seiner gesellschaftlichen Umwelt.⁴⁶

In psychoanalytischer Sprache würde man – und so zeigt sich die prinzipielle Anschlussfähigkeit – von einer Dialektik aus Triebverwirklichung im Dienste der Individualität und Triebverzicht im Dienste der Sehnsucht nach Zugehörigkeit sprechen.⁴⁷ Das, was Individuen von sich erzählen, greift notwendigerweise auf kulturelle Konzepte zurück; schon darin, dass es auf Sprache und Worte angewiesen ist. Identitätserzählungen enthalten immer auch eine Stellungnahme zu kulturellen Konzepten, die von Identifikation bis kämpferischer Ablehnung reichen kann. Identität ist also immer auch eine „Kompromissbildung“ – wenn auch nicht im freudianischen Sinne dieses Wortes.

Wenn Keupp et al. nun die Herstellung von Identitätskonstruktionen in den Blick nehmen, so greifen sie immer wieder auf fünf Erfahrungsmodi zurück, in denen Selbstwahrnehmung und Selbstthematisierung vonstattengeht, und die sie in Anlehnung an K. Ottomeyer formulieren. Demzufolge besteht Selbstwahrnehmung aus⁴⁸

- emotionalen Eindrücken: Wie habe ich mich gefühlt?
- körperlichen Eindrücken: Was habe ich in meinem Körper gespürt?
- sozialen Eindrücken: Was nehme ich als Eindruck wahr, wie ich bei den Anderen angekommen bin?
- kognitiven Eindrücken: Wie nehme ich mich selbst z. B. in Bezug auf meine Überzeugungen wahr?
- produktorientierten Bildern: Was habe ich geleistet?

Keupp et al. weisen nun auf einige Phänomene des Prozesses hin, die ich hier nur cursorisch beschreibe.

Retro- und Prospektivität der Identitätsarbeit Für Keupp et al. ist es wichtig, dass Identitätsarbeit eine retro- und eine prospektive Richtung hat. Es geht einerseits darum, dass Bewertung und Verarbeitung von Erfahrungen retrospektiv auf der Basis vorangegangener Erfahrung geschieht und so

⁴⁶ KEUPP, 191.

⁴⁷ Vgl. HOLICKI, 33.

⁴⁸ Vgl. KEUPP, 192. Sie berufen sich auf OTTOMEYER, KLAUS: *Lebensdrama und Gesellschaft: Szenisch-materialistische Psychologie für soziale Arbeit und politische Kultur*. Wien: Deuticke, 1987.

eingeordnet wird. Andererseits werden bestimmte Erfahrungen auch prospektiv aufgrund bestimmter Selbstkonzepte und Überzeugungen gestaltet und gezielt aufgesucht.⁴⁹ Diese Erfahrungen werden zu Teilidentitäten, übergreifenden Konstrukten oder Kernnarrationen verdichtet und verknüpft. Diese Verknüpfung im Dienste von Kontinuität und Kohärenz beschreibe ich in Abschnitt 4.4. Die prospektiven Identitätsanteile bezeichnen Keupp et al. als ‚Identitätsprojekte‘:

Im Unterschied zu den Identitätsentwürfen haben Identitätsprojekte quasi inneren Beschlußcharakter. Ein Identitätsprojekt ist weder Utopie noch bloßes Lusthaben: Es setzt in der Regel voraus, dass ein Reflexionsprozeß mit Blick auf die vorhandenen Ressourcen stattgefunden hat. Insofern dient das Identitätsprojekt als ein diskursiver Referenzpunkt. Indem das Projekt abgearbeitet wird, positioniert sich das Selbst ständig neu und evaluiert die Beziehung zwischen Selbstrepräsentation und kognitiver Repräsentation des Projekts.⁵⁰

Im Alltag sind diese beiden Richtungen wohl weniger getrennte Ausrichtungen als ein Lebensstrang, auf dem das gegenwärtige Ich zwischen seiner erlebten Vergangenheit und seiner geplanten Zukunft verortet ist:

Wenn man zu einem Projekt nicht die passende Vergangenheit hat, muß man sie eben erfinden. Darin drückt sich auch aus, daß das Reservoir an Erfahrung so reich und vielfältig ist, daß sich darin immer das Passende finden läßt und es eher um ein Problem der Auswahl geht.⁵¹

Identität als Konfliktaushandlung: Keupp et al. betonen, dass Identität nicht nur als Prozess von Assimilation und Akkommodation⁵² zu verstehen ist, sondern auch bleibende Konflikte – zum Beispiel zwischen persönlichen Wünschen und gesellschaftlicher Machbarkeit – erhalten bleiben können. Konstruktion von Identität zielt auf „die Herstellung eines konfliktorientierten Spannungszustandes, bei dem es weder um Gleichgewicht und

⁴⁹ Vgl. KEUPP, 192.

⁵⁰ Ebd., 194, mit Verweis auf KRAUS, WOLFGANG: *Das erzählte Selbst: Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*. Pfaffenweiler: Centaurus, 1996, 152ff und auf MARCIA, JAMES E.: Development and validation of ego-identity status. In: *Journal of Personality and Social Psychology*, 3 (1966), Nr. 5, 551–558, der den Gedanken des Moratoriums von Erikson weiterentwickelt hat.

⁵¹ KEUPP, 195.

⁵² Dieses Begriffspaar Piagets, ursprünglich für die kognitive Entwicklung von Kindern formuliert, bezeichnet hier wohl den Aushandlungsprozess zwischen Individualität und Kollektivität. Ähnlich – damals ohne Kenntnis von Keupp et al. – habe ich dieses Begriffspaar verwendet in: MERTESACKER, JAKOB: Bindungstheorie und menschliche Transzendenzbezüge: Differenzierte Betrachtungen von Korrespondenz- und Kompensationshypothese. In: *Wege zum Menschen*, 70 (2018), Nr. 3, 219–232, hier: bes. 220.

Widerspruchsfreiheit noch um Kongruenz geht, sondern um ein subjektiv definiertes Maß an Ambiguität“⁵³.

Das Ausmaß, wann die Konflikthaftigkeit noch „Herausgefordertsein“⁵⁴ und noch nicht Überfordertsein bedeutet, ist wohl als interindividuell verschieden zu denken. Insgesamt geht es darum, dass ein Zustand absoluter Passung wohl nicht erreicht werden kann und unter Umständen auch nicht zu einer Entwicklung beiträgt.

Identität als Ressourcenarbeit: Der Prozess von Identitätsarbeit wird entscheidend durch Ressourcen geprägt. Dabei gilt nicht die einfache Formel, dass je mehr Ressourcen vorhanden sind, desto leichter sich der Prozess gestaltet. Gerade auch der Mangel an Ressourcen kann identitätsbezogene Entwicklungsprozesse antreiben.⁵⁵ Keupp et al. beziehen sich dabei auf die Kapitalienlehre P. Bourdieus, auf die ich hier nicht vertieft eingehen werde. Nur so viel: Nach Bourdieu sind verschiedene Arten der Ressourcen oder Kapitalien zu unterscheiden.⁵⁶

- (1) Ökonomische Ressourcen sind dabei – sehr knapp gesagt – alle Ressourcen, die sich in Geld verwandeln lassen.
- (2) Kulturelle Ressourcen lassen sich unterteilen in
 - (a) inkorporiertes Kulturkapital, das dem Individuum durch Bildung und Übung, „leibgebunden“ zur Verfügung steht,
 - (b) objektiviertes Kulturkapital in Form von Büchern und Wissensspeichern, dessen Aneignung wie beim inkorporierten Kapital einen zeitlichen Aufwand bedeutet und
 - (c) institutionalisiertes Kulturkapital in Form von Abschlüssen und Titeln, die das Individuum insofern entlasten, dass es seine Qualifikation nicht zu jedem Zeitpunkt neu unter Beweis stellen muss.
- (3) Soziale Ressourcen bedeuten das Netz von Beziehungen, das tatsächlich mobilisiert werden kann. Dies muss durch eine ständige Beziehungsarbeit gepflegt werden.

⁵³ KEUPP, 197f, mit Verweis auf KRAPPMANN, LOTHAR: Die Identitätsproblematik nach Erikson aus einer interaktionistischen Perspektive. In: KEUPP, HEINER / HÖFER, RENATE (Hrsg.): *Identitätsarbeit heute*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997, 66–92.

⁵⁴ KEUPP, 197.

⁵⁵ Vgl. ebd., 198.

⁵⁶ Vgl. ebd., 200, oder auch REHBEIN, BOIKE / SAALMANN, GERNOT: Kapital (capital). In: FRÖHLICH, GERHARD / REHBEIN, BOIKE (Hrsg.): *Bourdieu Handbuch*. Stuttgart und Weimar: J.B. Metzler, 2014, 134–140, hier: bes. 137.

Nach Keupp et al. gilt:

Für die Identitätsentwicklung ist [...] weniger der bloße Besitz dieser Ressourcen relevant als vielmehr die Art, wie diese im Rahmen einer Identitätsentwicklung für die jeweiligen Prozesse in identitätsrelevante Abläufe übersetzt werden.⁵⁷

Soziales Kapital zum Beispiel kann als Optionsraum – indem verschiedene Entwürfe bereitgestellt werden –, als Relevanzstruktur – indem Anerkennung bereitgestellt wird – und als Bewältigungsressource bei Identitätskrisen wirken.⁵⁸ Gleichmaßen gilt dies auch für die anderen Arten von Kapitalien:

Vor allem inkorporiertes und institutionalisiertes Kulturkapital – Wissen, Informationen, Qualifikationen und Haltungen einerseits, Zertifikate, Abschlüsse und Titel andererseits – erleichtern die Umsetzung anvisierter Identitätsprojekte.⁵⁹

Identität als Narrationsarbeit Die Organisation unterschiedlicher Anteile, Ressourcen und Strebungen werden durch Narration in einen Zusammenhang gebracht: Mit dem „Mittel der Selbstnarration“⁶⁰ bringt das Individuum „die Vielgestaltigkeit seines Erlebens in einen Verweisungszusammenhang“⁶¹. Diese Selbsterzählungen sind dabei mit literarischen Mitteln gestaltet, worauf vor allem F. Schütze hinweist und dies in der Methode der Narrationsanalyse nutzbar macht.⁶² Die realen Fakten werden in der Narration in einen größeren Sinnzusammenhang eingebaut.⁶³ Dabei finde ich es notwendig, zu ergänzen, dass die Realität der Erinnerungen sich vor allem in der Bedeutsamkeit für das Individuum zeigt und nicht in der objektiven Faktizität. So schreiben auch Keupp et al.:

Es geht also um „meaning making“ und nicht um Faktizität. Und diese Sinnstiftung soll auch nicht primär die eigene Geschichte als etwas Gelebtes verstehbar machen, sondern sie vielmehr für die Zukunft offenhalten.⁶⁴

Die Prinzipien, wie diese Erzählungen zu einem kohärenten Ganzen verknüpft sind, zeige ich im besagten Abschnitt 4.4.

⁵⁷ KEUPP, 201.

⁵⁸ Vgl. ebd., 202f.

⁵⁹ Ebd., 205.

⁶⁰ Ebd., 208.

⁶¹ Ebd.

⁶² Vgl. SCHÜTZE, FRITZ: Prozeßstrukturen des Lebenslaufs. In: MATTHES, JOACHIM / PFEIFENBERGER, ARNO / STOSBERG, MANFRED (Hrsg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung, 1981, 67–129, und SCHÜTZE, FRITZ: Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis*, 13 (1983), Nr. 3, 283–293, hier: bes. 285ff.

⁶³ Vgl. KEUPP, 210.

⁶⁴ Ebd., mit Verweis auf FREEMAN, MARK PH.: *Rewriting the Self: History, Memory, Narrative*. London: Routledge, 1993, 216.

Wichtig ist noch die zumindest potenzielle Öffentlichkeitswirksamkeit der Erzählung: Die Selbsterzählung ist so gestaltet, dass sie einem zumindest imaginierten Publikum vorgetragen werden kann.⁶⁵ Da ich immer wieder auf psychodynamische Überlegungen hingewiesen habe, möchte ich an dieser Stelle darauf aufmerksam machen, dass aus dieser Perspektive der prominenteste Zuschauer der Selbstinszenierung und Selbsterzählung das eigene Über-Ich ist.⁶⁶ Zur Aufrechterhaltung meines Selbstwertes und meiner Selbstbilder muss ich mich zu allererst selbst von der Sinnhaftigkeit meiner Erzählung überzeugen.

Die Handlungen anderer sind dabei integriert und vielleicht sind diese anderen auch die Hauptpersonen der Erzählung.

Das Subjekt verknüpft in mehreren relationalen Schritten die Erfahrungen von sich selbst zu unterschiedlich komplex organisierten Konstruktionen, zu situationalen Selbstthematisierungen, Teilidentitäten und teildentitätsübergreifenden Konstruktionen.⁶⁷

4.2.2 Kohärenz, Anerkennung, Authentizität

Kohärenz als Verknüpfungsleistung: Die Herausforderung gegenwärtiger Identitätsarbeit besteht in einer Verarbeitung der „multiphrenen Situation“ als Normalphänomen⁶⁸. Theoretiker wie K. Gergen gehen deshalb soweit zu sagen, dass es durch die Fragmentierung von Erfahrungen keinen Sinn mehr ergebe, von einer situationsübergreifenden Identität zu sprechen.⁶⁹

Auf uns stürmt eine ungeheuer schnell wachsende Vielfalt von Wünschen, Optionen, Gelegenheiten, Verpflichtungen und Werten ein. [...] Wir erkennen die Vergänglichkeit von „Autonomie“ und die Grenzen logischer Kohärenz, und allmählich lernen wir es zu schätzen, in die Vielfalt kultureller Sinn-Systeme eingebunden zu sein, die uns untereinander verbinden.⁷⁰

⁶⁵ Vgl. KEUPP, 213.

⁶⁶ Vgl. MENTZOS, STAVROS: *Hysterie: Zur Psychodynamik unbewusster Inszenierungen*. 11. Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2015, 74.

⁶⁷ KEUPP, 217.

⁶⁸ Ebd., 48, mit Verweis auf GERGEN, KENNETH J.: *The saturated self*. New York: Basic Books, 1991. In einem späteren Interview definiert K. Gergen ‚Multiphrenie‘ wie folgt: „Mit ‚Multiphrenie‘ wollte ich vor allem unsere derzeitige Erfahrung beschreiben, daß wir immer stärker Teil eines wachsenden Netzwerkes von Beziehungen werden; von direkten zwischenmenschlichen, aber auch von elektronischen und solchen „aus zweiter Hand“. Auf uns stürmt eine ungeheuer schnell anwachsende Vielfalt von Wünschen, Optionen, Gelegenheiten, Verpflichtungen und Werten ein. Und wir müssen damit leben, daß vieles von dem höchst widersprüchlich ist.“ (GERGEN, KENNETH J.: „Sinn ist nur als Ergebnis von Beziehungen denkbar“. Interview mit Kenneth J. Gergen. In: *Psychologie heute*, 21 (1994), Nr. 10, 34–38, hier: 36)

⁶⁹ Vgl. KEUPP, 48.

⁷⁰ GERGEN: *Sinn als Ergebnis von Beziehungen*, 36; auch zitiert bei KEUPP, 49.

Keupp et al. wollen die Bedeutsamkeit von Kohärenz nicht aufgeben; Kohärenz sollte jedoch nicht als „Harmonie oder geschlossene Erzählung“⁷¹ verstanden werden, sondern als „authentische Gestalt“⁷² der „individuell hergestellten Verknüpfung“⁷³. Neben der Kohärenz als Verknüpfungsleistung von Inhalten, auf die ich – wie bereits mehrfach erwähnt – in Abschnitt 4.4 noch einmal sehr viel genauer eingehen werde, nennen Keupp et al. unter dem Stichwort „Identitätsgefühl“⁷⁴ die Aspekte (1) Selbstgefühl – wie stimmig, nützlich, ... fühle ich mich im Allgemeinen⁷⁵ – und (2) Kohärenzgefühl. Zu letzterem beziehen sie sich nicht nur im Wortgebrauch, sondern auch inhaltlich auf A. Antonovskys Aspekte der (a) Sinnhaftigkeit, (b) Machbarkeit und (c) Verstehbarkeit.⁷⁶ Ein basales Kohärenzgefühl sehe ich als Voraussetzung für die hier und weiter unten beschriebene Verknüpfungsleistung zur Herstellung von Kohärenz in der bewussten Selbstnarration.⁷⁷

Anerkennung: Das menschliche Grundbedürfnis nach Anerkennung (Ch. Taylor⁷⁸) begreift die Spannung zwischen Individualität und Kollektivität noch einmal unter einem anderen Aspekt: Meine Identität als Konstrukt im Schnittpunkt zwischen Privatheit und Öffentlichkeit bedarf einer Bestätigung durch ein Gegenüber.

⁷¹ KEUPP, 245.

⁷² Ebd.

⁷³ Ebd.

⁷⁴ Ebd., 226.

⁷⁵ Ebd.. Erikson definiert in einem frühen Text: „[...] a sense of identity which will later combine a sense of being ‚all right‘, of being oneself, and of becoming what other people trust one will become.“ (ERIKSON: *Childhood and Society*, 224) Daran sieht man einerseits, dass Grundideen bereits bei Erikson vorhanden sind, andererseits bei ihm eine recht klare Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft besteht – eben das, was spät- und postmoderne Theoretiker bezweifeln. So sieht man an dieser Stelle die Weiterentwicklung der Identitätstheorien in den letzten 50 Jahren.

⁷⁶ KEUPP, 227. Ich gehe an dieser Stelle nicht weiter auf das Konzept der Salutogenese ein und setze zumindest die Eckpunkte dieses Konzeptes als allgemein bekannt voraus. Zur Vertiefung empfehle ich das Originalwerk: ANTONOVSKY, AARON: *Salutogenese: Zur Entmystifizierung der Gesundheit*. Tübingen: dgvt Verlag, 1997.

⁷⁷ Ich spreche an dieser Stelle nicht von ‚unbewusstem‘ Kohärenzgefühl, da ich meine, dass die Frage nach unbewussten Gefühlen deutlich schwerer zu beantworten ist, als es ein etwas nachlässiger Sprachgebrauch – auch unter psychodynamisch denkenden Personen – häufig nahelegt. Ich würde davon sprechen, dass eine Überzeugung oder eine Erinnerung ins dynamisch Unbewusste verdrängt wird, damit das Gefühl nicht aufkommt. Was ein unbewusstes Gefühl sein soll – insofern Gefühle immer spürbar, wenn auch vielleicht nicht benennbar sind –, kann ich nicht beantworten. Affekte können nicht in demselben Sinne unbewusst sein, wie dies für Vorstellungen gilt: Vgl. FREUD, SIGMUND: *Das Unbewusste* (1915). In: *Gesammelte Werke, Band X. Werke aus den Jahren 1913–1917*. Frankfurt am Main: Fischer, 1969, 263–303, hier: 276. Vgl. dazu auch DÖLLHENTSCHKER, SUSANNE: Psychoanalytische Affekttheorie(n) heute – eine historische Annäherung. In: *Psychologie in Österreich*, 28 (2008), Nr. 5, 446–455.

⁷⁸ Vgl. TAYLOR, CHARLES: Die Politik der Anerkennung. In: TAYLOR, CHARLES (Hrsg.): *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung*. Frankfurt am Main: Fischer, 1993, 13–78, zitiert nach KEUPP, 252.

Keupp et al. gehen in einem Exkurs auf die Anerkennungstheorie A. Honneths⁷⁹ ein und folgern aus dieser drei Elemente des „Gefühl[s] der Anerkennung“⁸⁰, nämlich (1) Aufmerksamkeit von anderen, (2) positive Bewertung durch andere und (3) Selbstanerkennung.⁸¹ Sie nennen sodann Beispiele, an denen sie zeigen, welche Auswirkung das Fehlen eines dieser Elemente auf das Selbstbild und die eigene Identität hat. Eine besondere Rolle kommt nach Keupp et al. „den realisierten Identitätsprojekten zu. Aus ihnen erfahren wir die wichtigen Impulse für die Anerkennung.“⁸²

Authentizität: Es sollte hinreichend deutlich geworden sein, dass Keupp et al. nicht auf die Auflösung jeglicher Spannungen und Konflikte im Feld der eigenen Identität abzielen, sondern gerade in solchen Spannungen die Ursache für Entwicklung, man könnte sagen für Kreativität, sehen:

Versteht man Ambivalenzen nicht nur als „Nicht-Lösung“, sondern sieht darin prospektiv auch Herausforderungen für die Weiterentwicklung von Identität, so sind sie ein fundamentaler Bestandteil gelungener Identitätsarbeit.⁸³

Es geht also um das Ausmaß der erträglichen Spannungen: Ein starkes Selbst- und Kohärenzgefühl kann zu einer höheren Ambiguitätstoleranz und zu mehr Initiative in der Verwirklichung von Identitätsentwürfen und -projekten beitragen.⁸⁴ Ein solches hohes Selbst- und Kohärenzgefühl kann auch als ein Indikator für ein Gefühl von Authentizität gesehen werden. Um den Begriff der Authentizität noch etwas zu schärfen, führen sie den Begriff der „reflective authenticity“⁸⁵ von A. Ferrara ein. Ferrara vertritt dabei die These,

daß die Vorstellung einer „authentischen Subjektivität“ für die gegenwärtige Moderne das ist, was die Vorstellung des autonomen Subjekts für die (einfache) Moderne war. Dabei schließt Authentizität die Idee von Autonomie mit ein, während dies umgekehrt nicht gilt.⁸⁶

Autonomie besage nur, dass das Subjekt für seine Handlungen selbst verantwortlich sei und selbst die Wahl der Handlungen betreiben könne. Authentizität bedeute zusätzlich, dass die Handlungen für das Subjekt stimmig seien.⁸⁷ Es ist möglich, ohne äußeren Zwang, gewissermaßen aus freiem

⁷⁹ Vgl. HONNETH, AXEL: *Kampf um Anerkennung: Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1992.

⁸⁰ KEUPP, 256.

⁸¹ Vgl. ebd.

⁸² Ebd.

⁸³ Ebd., 263.

⁸⁴ Vgl. ebd.

⁸⁵ Ebd., 265, mit Verweis auf FERRARA, ALESSANDRO: *Reflective Authenticity. Rethinking the Project of Modernity*. London: Routledge, 1998, ohne Seitenangabe.

⁸⁶ KEUPP, 265.

⁸⁷ Vgl. ebd., 263.

Antrieb, gegen seine inneren Bedürfnisse zu handeln: In diesem Fall handelt man zwar autonom, jedoch nicht authentisch.

4.2.3 Das Identitätsmodell von Keupp et al. in der Zusammenschau

Nach diesem kursorischen Überblick über die Theorieelemente, die Keupp et al. in ihrem Identitätsmodell hervorheben, möchte ich die Theorie kurz einordnen und bereits an dieser Stelle diejenigen Elemente hervorheben, die ich im weiteren Gang der Arbeit aufgreifen werde.

Das Forschungsprojekt, dessen Ergebniszusammenstellung die von mir hauptsächlich zitierte Publikation darstellt, hat meines Erachtens eine hohe Bedeutsamkeit, als dass kaum Bereiche, die für die Bildung von Identität relevant sein könnten, unberücksichtigt bleiben. Der Schwerpunkt der Theorie liegt ohne Frage auf den Aspekten der Narration, der Integration von Teilidentitäten und der Kohärenz. Mit Verweis auf die fünf Bereiche nach Ottomeyer (Emotion, Körper, Soziales, Kognition, Produktorientierung) ist aber auch deutlich, dass die Narration verschiedene Bezüge aufweist und im „bio-psycho-sozialen“⁸⁸ Gesamtzusammenhang des Menschen verortet sein muss.

Ich möchte im weiteren Verlauf vor allem auf die Aspekte der Narrativität und der Kohärenz eingehen: Ich gehe davon aus, dass sich in Narrativen grundlegende Einstellungen zur eigenen Person und zur Welt finden, in denen ein Selbst-Welt-Verhältnis zum Ausdruck kommt. Zur Ergänzung der Theorie von Keupp et al. möchte ich im folgenden Abschnitt zunächst ein weiteres Modell von Identität darstellen, das gewisse Konvergenzen mit dem soeben dargestellten Identitätsmodell aufweist. Anschließend (Abschnitt 4.4) werde ich den Aspekt der Generierung von Kohärenz und Kontinuität noch einmal genauer unter die Lupe nehmen.

4.3 McAdams: Three Layers of Personality

Der amerikanische Persönlichkeitspsychologe Dan P. McAdams beschreibt ein dreischichtiges Modell, mit dem er vor allem eine Synthese zwischen den nomothetisch geprägten Trait-Psychologien (Big Five) und den idio-graphisch geprägten Lebenserzählungspsychologien anstrebt. Er verwendet dabei die Terminologie von W. James, die auch der symbolische Interaktionismus aufnimmt:⁸⁹

⁸⁸ Vgl. UEXKÜLL, THURE VON / WESIACK, WOLFGANG: Integrierte Medizin als Gesamtkonzept der Heilkunde: ein bio-psycho-soziales Modell. In: ADLER, ROLF H. et al. (Hrsg.): *Psychosomatische Medizin*. München: Elsevier Urban und Fischer, 2012, 3–40.

⁸⁹ Vgl. WENZEL, HARALD: The Chicago School of Philosophy – George Herbert Mead. In: SCHUBERT, HANS-JOACHIM (Hrsg.): *Pragmatismus zur Einführung*. Hamburg: Junius, 2010, 48–73, hier: 53.

James spreche vom ‚Me‘, das sowohl eine Sammlung abstrakter Traits, wie auch eine Sammlung persönlicher, episodischer Erinnerungen und Geschichten enthalte. Das ‚Me‘ wird als Bild von sich selbst reflexiv durch das ‚I‘ hervorgebracht. Das beobachtende ‚I‘ und das beobachtete ‚Me‘ bilden gemeinsam das ‚Self‘.⁹⁰

Das „Ich“ ist ein Moment im Bewusstseinsstrom, es ist nicht direkt zugänglich, weil jeder Akt der Zuwendung selbst wiederum ein Moment im Bewusstseinsstrom wäre – es ist nur retrospektiv, objektiviert, als „Mich“ zugänglich.⁹¹

Die Unterscheidung zwischen Traits und Geschichten sieht McAdams in der Unterscheidung von semantischem und episodischem Gedächtnis zugrunde gelegt. Er verknüpft die Persönlichkeitsschichten mit den kognitiven Fähigkeiten des Menschen. Es handle sich jeweils um qualitativ unterschiedliches psychologisches Material, dass das ‚I‘ sieht, wenn es reflexiv seinem ‚Me‘ begegnet.⁹²

actor: Die erste Schicht beschreibt das Handeln des ‚Self‘ als ‚actor‘. Diese Schicht umfasst das, was in der Reflexion als Traits erscheint, also zeitlich stabile, grundlegende Rollenschemata: sich wiederholende, personstabile Handlungsmuster und Eigenschaften.⁹³ Es handle sich dabei bereits um soziale Traits, die sich von frühkindlichen Temperamenten unterscheiden. Auch bereits das Temperament enthalte emotionale Tönungen und eine basale Emotionsregulation, aber es gelte:

The I emerges as a self-conscious actor, therefore, shortly before or around the second birthday. Reflexively, an impression or image of the Me begins to take form as the child begins to take note of his or her own social actions and other actors' reactions to those actions.⁹⁴

McAdams betont in diesem Text deutlich den sozialen Charakter der Traits: Auch die Konsolidierung der Big Five im Jugendalter sei mit Theorien der Selbstbeobachtung (zum Beispiel Bems *self-perception theory*) und der Herausbildung einer stabilen Konzeption des eigenen Handlungsstils erklärbar. Diese Schicht trägt nach McAdams vor allem zur affektiven Selbstregulation bei.⁹⁵

⁹⁰ Vgl. MCADAMS, DAN P.: The Psychological Self as Actor, Agent, and Author. In: *Perspectives on Psychological Science*, 8 (2013), Nr. 3, 272–295, hier: 273, mit Verweis auf JAMES, WILLIAM: *Psychology* (Erstveröffentlichung 1892). Greenwich CT: Fawcett, 1963, ohne Seitenangabe.

⁹¹ WENZEL, 53. Da die Terminologie in der Übersetzung m. E. zum Teil zu Unklarheiten führt, verwende ich die englischen Begriffe des ‚I‘ und des ‚Me‘.

⁹² Vgl. MCADAMS: *Actor, Agent, and Author*, 273.

⁹³ Vgl. ebd., 275.

⁹⁴ Ebd.

⁹⁵ Vgl. ebd., 282.